

Volks-Tribüne.

Sozial-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh.
Abonnementspreis für Berlin monatlich 50 Pf. pränumerando (frei in's Haus).
Einzelne Nummer 15 Pf.
Durch jede Post-Anstalt Deutschlands zu beziehen. (Preis viertelj. 1 Mk. 50 Pf.)

Redaktion und Expedition:
80. (26), Elisabeth-Ufer 55.
Ausgabe für Speditoren:
„Volksblatt“, Weuthstr. 3.

Inserate werden die 4spaltige Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet.
Vereins-Anzeigen: 15 Pf. — Arbeitsmarkt: 10 Pf.
Inseraten-Aannahme in der Expedition: Elisabeth-Ufer 55.
Die „Berl. Volks-Tribüne“ ist unter Nr. 893 der Zeitungs-Preisliste eingetragen

Nr. 34.

Sonnabend, den 23. August 1890.

IV. Jahrgang.

Im Organisationsentwurf. — Ein Skandal.
— Hat sich die Lage der arbeitenden Klassen verbessert? — Armenpflege und Vagabundage in Frankreich. — Die soziale Frage in Ungarn. — Produktion und Technik. — Gedicht. — Novelle. — Pörsenspiel und Kapitalismus. — Oekonomisches aus Russland. — Zur Lage des deutschen Schuhmachergewerbes.

Achtung!

Diejenigen Genossen, welche auf Grund des Sozialisten-Gesetzes aus Berlin ausgewiesen wurden und gewillt sind, zum 1. Oktober nach Berlin zurückzukehren, resp. vorübergehend zu dieser Zeit Berlin besuchen wollen, werden hierdurch ersucht, ihre Adressen brieflich mit Angabe, ob sie in Berlin zu verbleiben oder nur vorübergehend zurückzukehren gedenken, umgehend an Unterzeichnete einzureichen.

Otto Klein, Cigarrengeschäft,
S., Ritterstr. 15.

Carl Wildberger, Tapezierer,
S., Kommandantenstr. 60.

Gottfried Schulz, Cigarrengeschäft,
SO., Kottbuserplatz.

Otto Thierbach, Tischler,
N., Rheinsbergerstr. 29.

Die Parteiblätter werden um Abdruck dieses Aufrufes gebeten.

Noch einmal die Debatte über den Organisationsentwurf.

In der vorigen Nummer stellten wir die Einwürfe zusammen, die man gegen den Entwurf von Seiten unserer Parteigenossen erhoben hatte. Vor allem wurde die Kontrollbefugnis der Fraktion gegenüber dem Parteivorstande, der geplante Wahlmodus und theilweise auch der auf die Presse bezügliche Paragraph angefochten. Wesentlich Neues hat die Kritik seither nicht gebracht, nur ist von einer Seite noch bemängelt worden, daß die dauernde materielle Unterstützung der Partei die Voraussetzung der Parteigenossenschaft sein soll. § 1 sagt nämlich: Parteigenosse ist jede Person, die das Parteiprogramm anerkennt und die Partei dauernd materiell unterstützt. Man müsse, wird entgegnet, mit den wirtschaftlichen Verhältnissen rechnen, die es auch dem Eifrigsten und Besten vielfach und längere Zeit hindurch unmöglich machen, Beiträge für Parteizwecke zu leisten. Es sei unstatthaft, solchen den Ehrennamen eines Parteigenossen abzuspochen.

Für den Organisationsentwurf sind vor Allem Auer und Bebel eingetreten; Auer erklärte im Volksblatt, die Absicht, die Kontrollbefugnis über den Parteivorstand der Fraktion anzuvertrauen, habe nicht in irgend welchen diktatorischen Machtgelüsten der Fraktion, sondern in bloßen Zweckmäßigkeitsrücksichten ihren Grund. Werde eine besondere, aus wenigen Mitgliedern bestehende Kontrollkommission gewählt, und trete diese, um ihre Kontrolle

auszuüben, mit dem Parteivorstande in Verbindung, so sei zu befürchten, daß die Polizei darin eine Verbindung politischer Vereine mit einander sähe, und beide Ausschüsse auf Grund des preussischen Vereinsgesetzes auflöse.

Es fragt sich indeß doch immer, ob nicht die Gefahr dieselbe bleibt, wenn man der Fraktion das Kontrollamt überträgt. So lange diese Möglichkeit nicht durch juristische Beweisführung sicher widerlegt ist, werden die Gegner des Entwurfes von ihrem Widerspruche nicht lassen wollen. Denn außer dem juristischen ist noch kein sachlicher Grund, der gegen eine besondere Kontrollkommission spräche, vorgebracht.

Bebel, der in der Mittwochnummer des „Berliner Volksblatt“ den Organisationsentwurf verteidigt, legt das Schwergewicht seiner Argumentation darauf, daß die Fraktion ebenso befähigt zur Kontrolle sei wie eine besonders zu diesem Zweck vom Parteitag eingesetzte Kommission. Wenn sie aber nur ebenso befähigt ist, warum vermeidet man denn nicht — falls es die Rücksicht auf die preussische Gesetzgebung nur irgend erlaubt — lieber den ganzen Streit und löst vom Parteitag selbst einen besonderen Ausschuss für die Kontrolle des Vorstandes wählen? Wir geben hier im Folgenden Bebel's Ausführungen über diesen Punkt. Er bekämpft vor allem das Mißtrauen, welches gegenüber der Fraktion und ihrer Machtstellung an verschiedenen Stellen aufgetaucht ist:

„Man sagt, daß die Fraktion ihrer Natur nach nicht die oberste Parteibehörde sein könne, da sie selbst wieder unter der Kontrolle der Partei stehe. Des weiteren wendet man ein, daß sie auch keineswegs dazu eo ipso befähigt sei, da nicht gesagt werden könne, daß sie die eigentliche Intelligenz der Partei repräsentire. Es sei mancher, der bei der Wahl durchgefallen, weit befähigter, wie Viele, die gewählt wurden, und so bewahrheitete sich auch hier das Wort Schillers:

Ohne Wahl vertheilt die Gaben
Ohne Billigkeit das Glück.

„Daß die Wahl hier als eine Art Lotteriespiel hingestellt wird, das mögen diejenigen mit sich ausmachen, die diese Auffassung theilen. Daß bei der Wahl mancher Befähigte durchfällt und mancher weniger Befähigte gewählt wird, ist unzweifelhaft wahr, ändert aber nichts an der Thatfache, daß das Durchschnittsmäß der Intelligenz der Fraktion mindestens ebenso groß ist, wie das Durchschnittsmäß der Intelligenz jeder andern Körperschaft in der Partei, die durch Wahlen zusammengesetzt wird.

„Ebensoviel verkennt man die Stellung einer kontrollirenden Behörde vollkommen und nur das soll die Fraktion dem Parteivorstande gegenüber sein. Diese braucht nicht einmal ein besonderes Maß von Intelligenz zu besitzen, um einzusehen, wenn die Parteileitung oder einzelne Mitglieder derselben sich grobe Pflichtwidrigkeiten zu schulden kommen lassen, oder um die Geschäftsführung der Parteileitung zu überwachen.

„Gesetzt den Fall, der Parteitag würde dem Wunsche der Opponenten gerecht und beschließe, was in dem der Fraktion vorgelegten ersten Entwurf bereits enthalten war, aber aus rein praktischen Gründen, die Auer neulich anführte, beseitigt wurde, nämlich, daß eine besondere Kontrollkommission eingesetzt würde, welche die Parteigenossen desjenigen Ortes, an dem sie ihren Sitz hat, zu wählen hätten, so wird doch kein Mensch behaupten wollen, daß diese so zusammengesetzte Kommission ein ganz besonderes Maß von Intelligenz gegenüber der Fraktion besitze.

„Bei einer Kontrollkommission handelt es sich darum, daß sie die nötige Geschäftskennntniß besitzt und Garantie für unparteiisches Verfahren, wenn sie als Schiedsrichter in angerufen wird, gewährt.

„Daß nach beiden Seiten hin eine Kommission der Fraktion sicher eben so viel Garantie bietet, wie eine in Magdeburg, Hamburg oder München gewählte fünf- oder siebengliederige Kommission aus der Mitte der

Parteigenossen eines einzelnen Ortes, ist doch wohl anzunehmen.

„Das können nur diejenigen bestreiten, die in der Fraktion einen Ausschuss von „Geschäftspolitikern“ und „korumpirten“ Genossen erblicken.

„Es scheint bei einem kleinen Theil unserer Genossen dahin gekommen zu sein, daß sie einen der Ihrigen, sobald er Reichstags-Abgeordneter geworden ist, mag er auch vorher für einen der tüchtigsten und besten Genossen gehalten haben, nunmehr für einen Parteigenossen 2. Klasse ansehen, dem jede Niederträchtigkeit und Schlechtigkeit zuzutrauen ist, und der deshalb unter Kuratel gestellt und für unfähig erklärt werden muß, in Parteiangelegenheiten ein entscheidendes Wort einzusprechen.

„Sollte diese etwas sonderbare Ansicht von dem Werthe eines Abgeordneten der Partei die maßgebende werden, dann wird es für jeden ehrenhaften Mann, der Abgeordneter ist, schließlich Pflicht, sein Mandat niederzulegen. Ich bin aber überzeugt, daß gerade ein Theil derjenigen, die heute am lautesten gegen die Fraktion schreien, am eifrigsten sich dazu drängen wird, Mitglied der von ihnen zuvor heruntergerissenen Korporation zu werden. Bei gar Manchem ist eben die Fraktion nur so lange der Ausbund aller Niederträchtigkeit, als er selbst ihr nicht angehört.

„Nach unseren bisherigen Ausführungen kann es für einen objektiv denkenden Genossen einem Zweifel nicht unterliegen, daß die Befähigung zur Kontrolle die Fraktion mindestens ebenso besitzt, wie jede andere gewählte Kontrollbehörde.

„Die ganze Frage ist eine Frage der reinen Zweckmäßigkeit, bei welcher prinzipielle Gründe gar keine Rolle spielen.

„Die anderen Einwände, daß die Fraktion als Kontrollbehörde den Parteivorstand beeinflussen und durch die Normirung des Gehaltes sogar von sich in eine Art Abhängigkeitsverhältnis bringen könne, zeigen, daß diejenigen, die dergleichen Anlagen erheben, sich gar nicht in das Wesen der Partei, wie es sich in Zukunft gestalten wird, zu denken vermögen.

„An sich hat der Parteivorstand dadurch, daß er von der höchsten Instanz der Partei, dem Parteitag gewählt wird, schon eine besonders hervorragende Stellung inne. Man darf auch annehmen, daß die Männer, die auf diese Weise in ihre Stellung gelangen, sich derselben bewusst sind und gegen jeden unberechtigten Eingriff der Fraktion beziehentlich ihrer Kommission, sich energisch wehren.

„Kämen dennoch Uebergriffe vor, so appellirte der Vorstand an die Genossen, die in ganz Deutschland durch ihre Pressorgane und durch Hunderte von Versammlungen die nötigen Mittel besitzen, den Uebergriffen der Fraktion, beziehentlich ihrer Kommission, entgegenzutreten. Schlimmsten Falles hat der Vorstand das Recht, einen außerordentlichen Parteitag einzuberufen und kann dort als Ankläger gegen die Fraktion auftreten.

„Giebt es in der Partei auch nur einen Genossen, der glaubt, daß gegenüber diesen Machtmitteln des Parteivorstandes und der Parteigenossen in ganz Deutschland die Fraktion oder ein Theil der Fraktion es wagen dürfte, den Parteivorstand zu vergewaltigen? Das hieße doch ein verwünscht geringes Vertrauen in den Geist und die Macht der Partei setzen.

„Endlich werden auch die heftigsten Ankläger der Fraktion doch wohl noch so viel Charakter wenigstens Einzelnen ihrer Mitglieder zutrauen, daß, falls die Mehrheit der Fraktion den Parteivorstand vergewaltigen wollte, sie einem solchen Versuch mit aller Macht entgegenzutreten.

„Ganz und gar hinfällig aber ist der Einwand, daß durch die Festsetzung des Gehalts für einzelne Parteivorstandsmitglieder — denn schließlich handelt es sich nur um 2 oder 3, die Bezahlung erhalten, z. B. die Schriftführer, die ihre ganze Arbeitskraft und Zeit in

den Dienst der Partei zu stellen haben — die Fraktion einen besonderen Einfluß ausüben könne.

„Die Fraktion bewilligt nicht ihr Geld, sondern das Geld der Partei; hierüber hat sie Rechenschaft abzulegen und der Parteitag ist als oberste Instanz jeden Augenblick berechtigt, auch über die Köpfe der Fraktion hinweg die Gehaltsfragen zu regeln, falls er mit den getroffenen Maßnahmen nicht zufrieden sein sollte.“

„Man sieht also, daß die angeblich so bevorzugte Stellung der Fraktion bei Licht betrachtet nicht existiert. Man kann alles, was gegen die Fraktion als Kontrollbehörde gesagt wird, genau auch gegen eine außerhalb der Fraktion gewählte Kontrollkommission sagen, und hier wie dort ist es in letzter Instanz der ordentliche oder außerordentliche Parteitag, der jeden Augenblick einberufen werden kann und die oberste Entscheidung trifft.“

„Man betrachte doch nur nüchtern die Dinge vom Standpunkt der tatsächlichen Verhältnisse aus, und man wird, wenn man ehrlich gegen sich selbst und andere sein will, sagen müssen, daß die vorgeschlagene Kontrolle sich sehr wohl verteidigen läßt und sicher das nicht dahinter zu suchen ist, was die heftigsten Kritiker dahinter sehen, eine Vergewaltigung des Parteivorstandes und der Partei.“

Dann wendet sich Bebel gegen den zweiten Haupteinwurf, welcher den Wahlmodus betrifft. Auch in der Fraktion habe man den Vorschlag gemacht, nach Köpfen abzustimmen, indessen sei dieser als zu schwerfällig verworfen worden. Sicherlich! wollte man, daß je 5000 oder 10 000 Wähler einen Delegierten senden, so würden, da viele Wahlkreise unter dieser Zahl zurückbleiben, andere sie überwiegen, große Schwierigkeiten bei der Abstimmung entstehen. Der Vorschlag indessen: alle Wahlkreise, die bis 5000 sozialistischen Stimmen haben, sollen einen, die bis 10 000 Stimmen zwei Deputierte wählen können und für jedes weitere Zehntausend käme ein neuer Deputierter hinzu, dieser Vorschlag rechnet durchaus mit der bestehenden Wahlkreis-Geometrie; er ist nicht schwerfälliger als der von der Fraktion angenommene Modus und sichert der Majorität der Wähler auch die Majorität des Parteitages. Gegen ihn kann der Vorwurf, unpraktisch zu sein, nicht erhoben werden.

Bebel erinnert an die alte Organisation, die jedem Orte (Mitgliedschaft), ohne Rücksicht auf seine Größe, das Recht zusichert, bis fünf Delegierte zu wählen.

„Damals hatte also das große Berlin mit seinen sechs Wahlkreisen nur das Recht, höchstens fünf Delegierte wählen zu können, die der kleinste Ort ebenfalls wählen durfte. Die Folge war, daß die kleineren Orte in der Nähe des Kongressortes in Regel ziemlich stark vertreten waren und einen erheblichen Theil der Delegierten stellten.“

„Troydem ist es niemals vorgekommen, darüber zu klagen, daß die großen Orte durch die kleinen majorisirt würden, das Land die Städte erdrückte.“

„Man lese alle Kongressprotokolle der damaligen Zeit durch, und man wird nicht ein Wort der Klage über jene Vertretungsungleichheit zu lesen bekommen, geschweige, daß man Sorge vor einer Majorisirung der Städte durch die Provinz hatte.“

„Dies kam daher, daß man damals etwas mehr Vertrauen in den „demokratischen Geist“ der Gesamtpartei hatte, den jetzt manche Leute nur für sich glauben in Anspruch nehmen zu dürfen, und daß an einen Gegensatz in der Auffassung über die Parteiprinzipien und die Parteitalit zwischen den großen Städten und der Provinz kein Mensch glaubte, weil er sich nie im Parteileben irgendwo gezeigt und bemerkbar gemacht hatte.“

Die Absicht die man mit der alten Organisation, welche jedem Orte 5 Delegierte zubilligte, verfolgte, war: die kleineren Flecke, welche um den Ort des Parteitages herumlagen, möglichst enge heranzuziehen.

„Man ging in der alten Partei von der Ansicht aus, daß die Kongressverhandlungen ein geeignetes Mittel seien, aufklärend und anfeuernd zu wirken, und daß einer solchen Aufklärung und Anfeuerung die kleinen Orte am meisten bedürften.“

„Zu diesem Zwecke sollten ihre Vertreter möglichst zahlreich auf dem Kongress sich einfinden, um Anregungen zu empfangen.“

„Die Kongressvertretung von vor 1878 ging also von ganz entgegengesetzten Ansichten aus wie diejenigen, die heute bestrebt sind, die schwachen Wahlkreise möglichst von einer Vertretung auszuschließen, weil sie das Unglück haben, schwach an Mitteln und an Kräften zu sein.“

„Welcher Auffassung der wirklich sozialdemokratische Gedanke mehr zu Grunde liegt, ob derjenigen Auffassung, die im Interesse der Partei die agitatorische Wirkung der Parteitage auch künftig nach Möglichkeit den schwachen Wahlkreisen zu Gute kommen lassen will, oder jene, die darauf bedacht ist, diese Wirkung nach Kräften abzuschwächen, weil sie „Majorisirung“ oder die Herrschaft der „geringeren Intelligenz“ der Provinz befürchtet, überlasse ich getrost dem Urtheil der Genossen.“

„Eine Oberflächlichkeit ersten Grades nenne ich es, wenn die Kritiker des Organisations-Entwurfs nachzuweisen versuchen, daß es noch der Gipfel aller Ungerechtigkeiten sei, „6 obskuren pommerschen oder ober-schlesischen Wahlkreisen“ gerade so viel Recht einzuräumen, wie der

Großstadt Berlin. Und Bollmar hat den Vergleich noch etwas weiter getrieben, indem er an der Stimmzahl der einzelnen Landwahlkreise seiner altbayerischen Heimath nachwies, in welchem großem Mißverhältnis diese z. B. zur Stimmzahl des 4. oder 6. Berliner Wahlkreises ständen.

„Gewiß ist es auf den ersten Blick ein „schreiendes Unrecht“, wenn 27 oder 100 Stimmen in einem Wahlkreis soviel „Recht“ haben sollen, wie die 40 000 oder 42 000 im 4. bzw. 6. Berliner Wahlkreis. Sehr viel kleiner würde dieses „schreiende Unrecht“ freilich auch nicht sein, wenn man jedem der Wahlkreise, der unter 5000 Stimmen warf, 1 Vertreter einräumte und den erwähnten Berliner Wahlkreisen je 8 oder 9.“

„Der Fehler der Gegner liegt in ihrer absurden Annahme, daß thatsächlich die „obskuren pommerschen, ober-schlesischen oder altbayerischen Wahlkreise“ von dem ihnen eingeräumten Recht Gebrauch machten oder auch nur machen könnten.“

„Bollmar wird doch nicht behaupten wollen, daß wir das Vergnügen hätten, nunmehr auch wirklich sämtliche altbayerische Wahlkreise 3 Mann stark in Halle vertreten zu sehen, weil 3 Mann wählen dürfen. Sehr wahrscheinlich ist, daß von all den als abschreckendes Beispiel angeführten Wahlkreisen auch nicht einer nur mit einem Mann vertreten ist, geschweige mit dreit die sie wählen dürften. Ich bin sogar sehr im Zweifel, ob selbst die Hauptstädte Altbayerns, München und Augsburg, von den andern zu schweigen, von ihrem Recht Gebrauch machen und sechs beziehentlich drei Vertreter nach Halle senden.“

„Das Recht der Vertretung ist in erster Linie eine Geldfrage. Unter all den Wahlkreisen, über deren ungerechte Bevorzugung man klagt, ist nicht einer, der von dem Rechte, drei Mann zu wählen, Gebrauch machen kann. Die meisten werden garnicht vertreten sein, wenn nicht ein großstädtischer Parteigenosse bei ihnen ein Mandat sich holt. Dann ist aber die Großstadt, nicht die Provinz vertreten.“

„Andere besser mit Geldmitteln Ausgerüstete unter diesen Wahlkreisen werden mit Ach und Krach einen Vertreter senden können; so bilden also in Wahrheit und ohne weitere Begünstigung schon jetzt auf dem Parteitag die Vertreter der großen Städte und der großen Industriebezirke die Majorität. Damit sind also die Einwürfe von unberechtigter Bevorzugung der Provinz über den Haufen geworfen.“

„Es ist gerade das Große an unserer Partei, daß diese Gegensätze zwischen Stadt und Land, welche eine so erhebliche Rolle in dem Parteileben unserer Gegner spielen — wie die Kämpfe der letzten 12 Jahre zeigen — bei uns nicht existieren. Oder gibt es auch im Reichstag unter unseren Abgeordneten Beispiele, daß die einen mehr die Interessen des platten Landes und der kleineren Städte, die anderen die der Großstädte vertreten? U. A. w. g.“

„Dagegen gibt es einen durchschlagenden Grund, der es sogar wünschbar machte, daß gerade das platte Land recht stark auf einem Parteitag vertreten wäre, wenn sich dies überhaupt erzwingen ließe. Das ist die Nothwendigkeit, die Agitation aus den Städten auf das platte Land hinauszutragen. Eine starke Vertretung des platten Landes auf einem Parteitag betrachte ich nicht bloß als ein ausgezeichnetes Agitationsmittel, sondern als das ausgezeichnetste, das sich denken läßt, und weit entfernt die Vertretung des platten Landes zu erschweren, sollte die Partei in wohlverstandenerm Interesse sie erleichtern, **indem sie den schwachen Wahlkreisen Mittel für ihre direkte Vertretung zur Verfügung stellte.** Das wäre die einzig richtige Politik für eine Partei wie die unsere. Denn daß diese schwachen Wahlkreise ab und zu durch Städter vertreten werden, hat für sie so gut wie gar keinen Werth. Umgekehrt würden wir von den Vertretern des platten Landes vieles erfahren, was wir heute gar nicht wissen, weil uns die genaue Kenntniß der Zustände auf dem platten Lande fehlt.“

„Es zeigt sich also auch hier, daß dem vorliegenden Organisations-Entwurf ein sehr gesunder Gedanke zu Grunde liegt, der in der angeordneten Richtung statt bestritten noch weiter entwickelt werden sollte.“

„Als in der Fraktion die Bestimmungen über die Vertretung berathen wurden, ist es keinem Redner beigelommen, in den vorgelegten Vorschlägen Absichten zu entdecken, wie sie jetzt zum Gegenstand der Anklage gemacht werden, denn sie sind im höchsten Grade ungerecht. Es handelt sich auch hier um eine reine Zweckmäßigkeitsfrage, über welche die Meinungen getheilt sein können. Sache des Parteitages ist's, zu entscheiden, nachdem er das Für und Wider gehört, die ihm am besten erscheinenden Vorschläge in die Organisation aufzunehmen, und dem, was beschlossen wird, wird sich Jeder fügen.“

Die Thatsache wird man Bebel zugeben müssen, daß es bis jetzt zu einem Gegensatz von Großstadt, Kleinstadt und Land in unserer Partei noch nicht gekommen ist. Ebenso fest sieht doch aber auch, daß die Aufklärung und die Organisation der Massen in den großen Industriezentren das, was in der Kleinstadt und auf dem platten Lande geschehen konnte, weit hinter sich läßt. Daraus folgt doch aber auch wieder, daß die richtige Auffassung unserer wahren Ziele dort bei weitem verbreiteter ist als hier. Und dieser Unterschied eröffnet die Möglichkeit eines allmählich sich entwickelnden Gegensatzes. Es wäre bedauerlich, wenn die großstädtische aufgeklärtere Majorität späterhin einmal durch die Ver-

treter des platten Landes auf dem Parteitag majorisirt werden könnte. Die Befürchtung ist vielleicht gänzlich gegenstandslos, aber warum soll man nicht durch einen demokratischen, auf die Kopfzahl berechneten Wahlmodus auch dem Schatten einer solchen Gefahr begegnen?

„Indes würde dann nicht die agitatorische Absicht Bebel's, der gerade die Landbevölkerung zum Parteitag heranziehen will, erfüllt! Wäre es nicht aber möglich, beides zu vereinigen: erstens, nach der Kopfzahl zu wählen und zweitens, den schwachen Wahlkreisen außerdem Mittel zur Verfügung zu stellen, damit sie nicht mehr Vertreter — denn sie sind schon vertreten — aber mehr Vertrauensmänner auf den Kongress senden können. Diese Vertrauensmänner dürften nur beratende, nicht beschließende Stimme in den Verhandlungen haben; auch eine solche Art der Theilnahme würde wohl genügen, um die persönliche Verbindung mit den kleinen Orten anzuknüpfen und agitatorisch auf sie einzuwirken.“

Ein Skandal.

Herr Liebknecht behauptet in dem „Volksblatt“, er habe in seiner — von der „Sächs. Arbeiterztg.“ niedriger gehängten *) — Korrespondenz an den dänischen „Sozialdemokrat“ das Wort „räudige Schafe“ nicht gebraucht. Das ist nebensächlich, jedenfalls geht aus seiner Erklärung unzweideutig hervor, daß er die betreffende Korrespondenz, welche von gehässigen und unbewiesenen Anschuldigungen strotzt, verfaßt hat. Wir nehmen darum keinen Anstand mehr, einen uns in voriger Woche aus Kopenhagen zugefandten Brief zu veröffentlichen. Herr Liebknecht kann daraus ersehen, welchen Eindruck seine Schreibart im Auslande hinterläßt:

Gechte Redaktion! Deutsche Sozialisten in Kopenhagen, welche den Lauf der Arbeiterbewegung Deutschlands mit großem Interesse und in letzter Zeit mit gesteigertem Interesse verfolgen, beauftragen mich, Ihnen folgende Notiz zur Veröffentlichung zu übersenden. In Anbetracht der in den letzten Nummern der „Bols-Tribüne“, beziehungsweise „Sächsischen Arbeiterzeitung“ stattgefundenen Polemik glauben wir, daß diese Notiz nicht so ganz wenig Beachtung verdient, da sie gewissermaßen einen Einblick giebt, wie hochgeachtete und geschätzte Parteigenossen in ausländischen Blättern korrespondiren. Es handelt sich hier um eine Korrespondenz im „Sozialdemokraten“, (Hauptorgan der dänischen Possibilisten, oder Reformirnden Sozialdemokraten, wie man hier gewöhnt ist, sie zu nennen); dieselbe ist von Liebknecht geschrieben und datirt vom 30. Juli. Ich sende Ihnen die betreffende Nummer im Original, es laube mir nur die beachtenswerthen Stellen hervorzuheben. Liebknecht schreibt unter anderem, nachdem er zuvor den Stand der verschiedenen politischen Parteien beleuchtet, folgendes: „Zu der Sozialdemokratie kann keine Rede sein von inneren Kämpfen. Man kann höchstens denken, daß dies oder das andere räudige Schaf sich eingeschlichen hat, gerade so wie sich mitunter Spione einschleichen, und ein solches räudige Schaf kommt eben so schnell hinaus, wie es hineingekommen ist. Parteitage bestehen da nicht. Daß es solche räudige Schafe giebt, kann nicht gelugnet werden, aber diese sind weit seltener und noch weit einflußloser als die räudigen Schafe, die uns heimsuchen vor dem Sozialistengehege. Ich habe kein Recht über gewisse innere Parteiverhältnisse öffentlich zu sprechen, aber das kann ich den dänischen Genossen auf Ehre versichern: die paar zweifelhaften Elemente, welche eine Zeit lang ihr Wesen getrieben in der „Berliner Volks-Tribüne“ und „Sächsischen Arbeiterzeitung“, sind zusammen, verglichen mit einem Dasselmann, von geradezu komischer Unbedeutendheit.“ Wenn es heute zu einer Parteistimmung käme, über das Auftreten und Handeln der Parteileitung, so würden von 2 Millionen Stimmen nicht zehn gegen die Parteileitung gegen, und diese zehn würden schwerlich eine Kritik ausüben, bezüglich ihrer Stellung als Mitglied der sozialdemokratischen Partei. Ich wiederhole es, niemals ist Deutschlands sozialdemokratische Partei so einig gewesen, wie sie es im jetzigen Augenblicke ist.“

Ich brauche wohl den Lesern der „Bols-Tribüne“ nicht erst zu versichern, daß eine Korrespondenz, die in solchem Stile abgefaßt ist und eine solche hervorragende Person, wie Liebknecht zum Verfasser hat, in hiesigen Kreisen Anstoß erregt, ja überall die größte Indignation hervorrufen mußte. Wir wollen uns vorläufig allen weiteren Bemerkungen enthalten, erwarten jedoch bestimmt von Herrn Liebknecht, sich offen und ehrlich als Verfasser dieser Korrespondenz zu bekennen und dieselbe **entsprechend zu motiviren**, oder aber, falls sich hier die Redaktion des „Sozialdemokrat“ hat Fehler zu Schulden kommen lassen, die Berichtigung derselben zu erwirken.

Mit sozialistischem Gruß
im Auftrage der deutschen Lesegesellschaft in Kopenhagen.
W. W.

Was Liebknecht sich in einem auswärtigen, den deutschen Parteigenossen unzugänglichen Organe leisten zu können meint, das wird indeß durch die unerhörten Demunziationen, die Grillenberger mitten in Deutschland zum besten giebt, noch um mehrere Haupteslängen übertriffen. Oder ist es nicht ein Skandal sonder gleichen, wenn besagter Herr in einer Nürnberger Volksversammlung sich folgendermaßen vernehmen läßt:

Durch das Auftreten des Herrn Wille wird man unwillkürlich an jene Studenten und Literaten erinnert, die vor dem Jahre 1878 die Sozialdemokratie gewissermaßen als Sport betrieben, beim Erscheinen des Sozialistengeheges aber urspählich von der Bildfläche verschwanden und nun, beim bevorstehenden Ablauf desselben, Morgenluft witternd, wieder auftauchen und mit allen Mitteln danach streben, in der Partei eine dominante Stellung zu erlangen. Dem „Geschäftssozialismus“, von dem Hr. Wille spricht, habe derselbe wohl durch seinen Freund Wilhelm

*) Die betreffende Nummer der „Sächsischen Arbeiterzeitung“ selbst ist uns durch ein Versehen leider nicht zugegangen. Es ist möglich, daß der von uns mitgetheilte Brief auch diesem Blatte eingesandt und von ihm veröffentlicht ist.

Berner kennen gelernt. Gewisse Leute in Berlin hätten das Bessere, das dortige „Vollblut“ an sich zu reißen, das sei mißlungen, da das „Berliner Vollblut“ zum Zentralorgan der Partei bestimmt wurde, und hauptsächlich daher und auch wegen der Ausherrschung Babel's, daß die Berliner Führer in den letzten Jahren Dummheiten gemacht, der Kerger über die bisherige Parteileitung! Wenn der Vorwurf erhoben wird (wer erhebt ihn, Herr Grillenberger?), die Parteileitung sei schuld daran, daß Leute wie Göckl, Krohm u. innerhalb der Partei existieren konnten, so ist daran zu erinnern, daß es doch gerade die Parteileitung war, welche die Schröder, Haupt und sonstige Spiegel entlarvte und alle unsauberen Elemente, sobald sie als solche entlarvt waren, ausschied. Wenn nun solche Verdächtigungen seitens Parteigenossen sich nennender Männer erhoben werden, und zwar zu einer Zeit, da die Partei sich auflöst, sich neu zu organisieren, so kann man das Gefühl nicht unterdrücken, daß dabei unehrliche Elemente die Hände im Spiel haben, die vielleicht den Auftrag haben, die Partei einer Katastrophe entgegenzuführen.

Wir bedauern, daß es gegenwärtig zu solchen persönlichen Anseinanderetzungen kommt. Aber wir fühlen uns verpflichtet, ein so nichtswürdiges Ehrabschneidertum öffentlich zu brandmarken. Babel hat einmal das Wort „bubenhaft“ gebraucht. Wir überlassen es unsern Parteigenossen, ob sie diesen Ausdruck nicht für sehr geeignet halten, um ein Vorgehen, wie Herr Grillenberger es beliebt hat, zu kennzeichnen.

Hat sich die Lage der arbeitenden Klassen verbessert?

J. T. Wieder und immer wieder taucht die Frage auf: Hat sich infolge der neuen Erfindungen, infolge der Vergrößerung des Maschinengetriebes die Lebenslage der arbeitenden Klassen verbessert? Hat die Ausschließung der Verkehrswege, die Vermehrung der Transportmittel einen günstigen Einfluß auf die Lage derer gehabt, deren ununterbrochener Arbeit und Anstrengung wir alle Produkte verdanken? Der zahlungsfähige Bürger mit der fatten Moral ist wie stets schnell bei der Hand, diese Frage zu bejahen. „Früher trug jedes Mädchen ein Kattunkleid — jetzt sehen Sie einmal, wie die Mädchen des Sonntags in Atlas und Wollkleidern, die Männer in guten Tuchanzügen stolzieren. Früher ging jedes Mädchen in den Dienst und lernte bei einer ehrenwerthen Familie, bekam 20 Thaler Lohn pro Jahr, jetzt läuft sie in die Fabrik und verdient 20 Mark pro Woche.“ Natürlich wird dann gleich eine Geschichte von einer Bekannten erzählt, die sich durch fleißiges Nähen Hunderte von Mark erspart habe.

Anderer Wortführer der heutigen Gesellschaft beantwortet die Frage etwas weniger oberflächlich, doch ohne der Wahrheit irgendwie näher zu kommen. Gleich dem seligen Thiers und dem Kreditpostel Schulze-Dehligsch und seinen Freunden bejahen sie die Frage und führen sofort die Billigkeit der Produkte an. Früher kostete das Porto eines Briefes so viel, daß nur wenige sich den Luxus zu korrespondieren erlauben durften, jetzt wäre das Korrespondieren billig; früher mußten die Handwerksburschen von Dorf zu Dorf gehen, jetzt wäre das Fahren auf der Eisenbahn so billig, daß sich jeder Ausflüge gestatten könne. Dieselbe Rolle wie die Verkehrsmittel läßt man dann auch die Maschinen spielen, indem man auf die Billigkeit der Industrieprodukte hinweist, auf die Billigkeit der Anzüge, Möbel, Stiefel u. Aber alle Anhänger dieser Theorie sprechen stets von den industriellen Produkten und lassen die Nahrungsmittel und Wohnungen, die in dem Budget der Arbeiterfamilien die Hauptrolle spielen, außer ihrer Betrachtung. Und gerade die Nahrungsmittel und Wohnungen sind diejenigen Produkte, die zum größten Theil theurer, nicht billiger geworden sind.

Wieder Andere lassen die Billigkeit der Produkte aus ihrer Rechnung fort und heben das Steigen der Löhne hervor. Natürlich nennen diese Herren stets einige bevorzugte Gruppen von Arbeitern und bemerken andere Gruppen, deren Löhne und Einkommen gefallen sind, gar nicht. Hervorragend sind bei diesen Betrachtungen die Bauarbeiter betheilt. Ueber die Löhne der Bauarbeiter sind die ungeheuerlichsten Märchen im Gange. Hat sich doch sogar der Landtagsabgeordnete Meyer-Arnswalde zu der Behauptung verüben: Heutzutage würde er seinen Sohn lieber Maurer als Assessor werden lassen. Daß die Maurer wochen- und monatelang feiern müssen und dann gar kein Einkommen beziehen, scheint der Herr trotz seines Alters nicht zu wissen.

Die Methode aus dem Steigen und Fallen der Löhne allein auf die Lebenslage der arbeitenden Klassen zu schließen, ist die allergefährlichste. Stets vergißt man die stetigen Pausen, die die Angehörigen der einzelnen Berufe von Zeit zu Zeit machen müssen, in Berechnung zu ziehen oder man beachtet nur den Geldlohn, ohne zu bedenken, daß die Ausgaben für Nahrungsmittel und Miethen, Schulgeld, Steuern erheblich gestiegen sind, daß die Arbeiter wohl nominell besser gelohnt sind, aber dabei schlechter leben können; oder man denkt nur an einzelne Arbeitergruppen, ohne die Lage der Gesamtheit ins Auge zu fassen.

Wenn wir nun diese Frage von einem andern Standpunkte aus behandeln, so geschieht es nicht, um ein abschließendes Urtheil zu fällen, sondern nur um Beiträge zur Erforschung der Frage zu liefern.

Es giebt nämlich ein Thermometer, das, wenn auch nicht genau, so doch annähernd den Stand der wirthschaftlichen Verhältnisse eines Volkes anzeigt. Eines ganzen Volkes, nicht allein der arbeitenden Klassen; doch läßt dieses Thermometer Schlüsse auf die Lage der

arbeitenden Klassen bezwugen zu, weil die arbeitenden Klassen die ungeheure Masse des Volkes bilden. Wir verstehen unter diesem Thermometer die Zahl der Ehen. Gerade für die Eheschließungen ist die wirthschaftliche Lage der Einzelnen außerordentlich maßgebend, und auf die Gefahr hin, idealistische Gemüther zu verlegen, möchten wir behaupten, daß das wirthschaftliche Wohlbefinden bei Schließung der Ehe der ausschlaggebende Faktor ist. Die Behauptung läßt sich durch folgende Thatsache begründen:

Das Jahr 1847 war bekanntlich ein sehr schlechtes Getreidejahr, die Lage der arbeitenden Klassen eine außerordentlich schwierige; in diesem Jahr kamen in Deutschland auf je 10000 der mittleren Bevölkerung 72 Eheschlässe. Die Jahre 1872/73 brachten einen enormen Aufschwung der Industrie, starke Erhöhung der Löhne; auf je 10000 der mittleren Bevölkerung kamen 103 resp. 100 Eheschlässe.

Giebt man aber den Einfluß der wirthschaftlichen Verhältnisse auf die Schließung der Ehen seitens der arbeitenden Klassen zu, dann ist in den letzten 10 Jahren eine außerordentlich mißliche Lage dieser Klassen zu konstatieren, dann haben die zahlreichen neuen Erfindungen der letzten 30 Jahren nicht gebesserte materielle Verhältnisse gebracht, sondern eine starke Verschlechterung.

Auf je 10000 der mittleren Bevölkerung kamen nämlich in den Jahren:*)

1841/50	81 Ehen
1851/60	78 "
1861/70	85 "
1871/77	90 "
1878	77 "
1879	75 "
1880	75 "
1881	75 "
1882	77 "
1883	77 "
1884	78 "
1885	79 "
1886	79 "
1887	78 "

Da wir einen Zeitraum von 50 Jahren übersehen, ist der Zufall fast gänzlich ausgeschlossen.

Als zweiter Meßstab für die wirthschaftliche Lage sollen uns die Auswanderungen dienen. Wohl spielen bei dem Entschluß, auszuwandern, vielfache Motive mit, aber die materiellen Bedürfnisse sind auch bei diesem Entschluß ausschlaggebend. Zu beachten ist aber, daß die Auswanderenden fast nie zu den gänzlich mittellosen gehören, daß nur diejenigen auswandern können, die im Besitz einer wenn auch kleinen Summe sein müssen.

Es sind ausgewandert aus Deutschland:

1873	103 638	1881	210 547
1874	45 112	1882	193 869
1875	30 773	1883	166 119
1876	28 368	1884	143 586
1877	21 964	1885	107 238
1878	24 217	1886	79 875
1879	33 327	1887	99 712
1880	106 190	1888	98 515

1872/80 393 589 1881/88 1 099 461

Ist bei dieser ungeheuerlichen Verstärkung der Auswanderer der Schluß abzuleiten, daß sich die materiellen Verhältnisse auch derjenigen, die für die Auswanderung in Betracht kommen, ganz wesentlich verschlechtert haben?

Wir wenden uns nun zur Betrachtung der thatsächlichen Einkommen, nicht spezieller Arbeitergruppen, sondern des ganzen preussischen Volkes, nach den vom Finanzministerium herausgegebenen Listen, da uns die Zahlen der andern deutschen Staaten nicht zur Verfügung stehen. Es liegt auch kein Grund vor, nur die Arbeiter, speziell die industriellen Arbeiter zu behandeln. Die kleinen Meister, die kleinen Geschäftsleute, die Landarbeiter, die niederen Beamtengruppen, die Frauen leiden und dulden unter demselben wirthschaftlichen Mechanismus und müssen jede Drehung seiner Räder wohl oder übel miterdulden.

Die Bevölkerung Preußens betrug im Jahre:

1876	24 832 784 Einwohner
1888	28 374 035

Die Bevölkerung Preußens hatte sich also in den letzten 12 Jahren um 17,1 Prozent vermehrt. Das geschilderte Einkommen betrug:

1876	M. 7857 Millionen
1888	9332 "

Das geschilderte Einkommen hatte sich vermehrt um 18,6 Prozent. Also das Gesamteinkommen hatte sich relativ vermehrt — im Verhältnis zu der Zahl der Einwohner; es ist um 1 1/2 Prozent schneller gewachsen als die Einwohnerschaft.

Innerhalb der einzelnen Einkommen haben sich nun infolge der kapitalistischen Vertheilungsweise ganz bedeutende Aenderungen vollzogen. Es haben sich vor allem unsere gefeierten Größen, die Millionäre, sehr stark vermehrt. Es gab Besitzer eines Einkommens von 100 000 Mark und darüber:

1876	1940
1888	2930

Diese Familien haben sich also um 51 Prozent vermehrt. Der liberale Professor Ad. Soetbeer veröffentlicht in Contrads Jahrbuch für Nationalökonomie und Statistik**) eine längere Arbeit, in der er diese Thatsache feststellt

*) Stat. Jahrbuch für das deutsche Reich. S. 14. Berlin 1889.
**) Jena 1889.

und einen Fortschritt des allgemeinen Wohlstandes darin erblickt. Er ruft nämlich emphatisch aus:

„Wie anders sollte sich denn bei den gegebenen Bevölkerungs- und Wirthschaftszuständen ein erwünschter Fortschritt des allgemeinen Wohlstandes bemerkbar lassen, als daß Jahr für Jahr eine wachsende Zahl von Familien in höhere Stufen einrücken und daß diese somit im Verhältnis zum Gesamteinkommen eine steigende Quote aufweisen.“

Gemach, Herr Professor, Sie gestatten, daß wir anderer Meinung sind. Wenn das Einkommen einzelner Familien sich vergrößert, so beweist das nur, daß diese Familien einen für sie sehr erwünschten Fortschritt gemacht haben; wenn sich aber zugleich nachweisen läßt, daß sich das Einkommen dieser Familien dadurch vergrößert, daß das Einkommen anderer zahlreicher Familien stark zurückgegangen ist, so beweist das keinen Fortschritt des allgemeinen Wohlstandes, sondern das pure, glatte Gegenteil, nämlich einen Rückschritt. Wenn sich nachweisen läßt, daß die Einkommensquote der obersten Klassen besonders dadurch sich vergrößert hat, daß die Einkommensquote der unteren Klassen zurückgegangen ist, so werden Sie zugeben müssen, daß wir ein Recht haben zu sagen, daß unsere wirthschaftlichen Verhältnisse trotz Steigerung des Gesamteinkommens für die bedeutende Mehrheit des Volkes nur Nachteile bringen.

Stellen wir einmal fest, wen wir zu den wirthschaftlich Schwachen zu rechnen haben. Auch Professor Soetbeer wird zugeben müssen, daß der Satz von 2000 M. hoch gegriffen ist. (Wenn wir einen niedrigeren Satz annehmen, so würden sich alle Folgerungen noch verschärfen.)

Wir hatten festgestellt, daß das Gesamteinkommen der Bevölkerung Preußens im Verhältnis zur Bevölkerung um 1 1/2 Prozent gewachsen ist. Nun beträgt indessen der Prozentsatz vom ganzen Nationaleinkommen, der auf die Klassen von 2000 Mark und darunter entfiel: 1876: 72,28 Prozent (Gesamteinkommen dieser Klassen M. 5 679 127 600); 1888: 68,17 Prozent (Gesamteinkommen dieser Klassen M. 6 455 492 878).

Das Einkommen dieser Klassen ist also im Verhältnis zum Gesamteinkommen ganz und gar nicht gewachsen, sondern um mehr als 4 Prozent gefallen. Bei Betrachtung der Durchschnittssummen wird das Verhältnis noch deutlicher. Das Durchschnittseinkommen der Steuerpflichtigen, die ein Einkommen von 2000 Mark und darunter bezogen, betrug:

1876	M. 708,40
1888	689,70.

Reicht das ein erwünschtes Fortschreiten der Gesamtheit?

Armenwesen und Vagabundage in Frankreich.

Seit einiger Zeit beschäftigt man sich in Frankreich mit dem Plan einer „Reform des Armenwesens“. Die Nothwendigkeit derselben sucht der Direktor des französischen Armenwesens, Henry Monod, durch folgende statistische Mittheilungen darzutun: Im Jahre 1886 sind 184 Millionen Franks*) für „Böhlthätigkeitszwecke“ ausgegeben und zwar wurden davon 95 Millionen aus den eigenen Mitteln der Böhlthätigkeits-Anstalten, Stiftungen u. s. w. bestritten und 89 Millionen durch den Staat, die Bezirke und Gemeinden aufgebracht.

Von diesen 89 Millionen trug der Staat nur 6 1/2 Millionen bei, die Bezirke 22 1/2 Millionen, die Gemeinden 60 Millionen. Die Gemeinde ist auch in Frankreich die Hauptträgerin der Armenlasten. In ganz Frankreich kommt auf den Kopf der Bevölkerung eine durch Steuern aufzubringende Armenlast von Frks. 2,33, in Paris allein Frks. 13,54, in Frankreich ohne Paris Frks. 1,60. Ein Vergleich mit England ergibt, daß Paris und London in dieser Hinsicht fast ganz gleich, daß aber die Länder sehr ungleich sind. In England und Wales kommen nämlich an Armensteuern auf den Kopf der Bevölkerung Frks. 7,82, in London allein Frks. 13,60, in England ohne London Frks. 6,77. In Deutschland beträgt die Armenlast auf den Kopf der Bevölkerung Frks. 2,34, also fast genau so viel wie in Frankreich.

Wofür werden nun diese Gelder verwendet? Der Staat zuerst tritt ein bei außerordentlichen Nothständen, Epidemien und Unglücksfällen, er unterstützt eine Reihe nationaler Böhlthätigkeits-Anstalten für Blinde, Taubstumme, Kranke u. dgl., tritt ein für die Landarmen, für ausländische Flüchtlinge und gewährt namentlich Beiträge für die Erziehung und gesundheitliche Ueberwachung gefährdeter Kinder.

Die Bezirke haben die hauptsächlichsten Ausgaben für Geistesranke und hilfbedürftige Kinder, ferner sorgen sie für Wöchnerinnen, Kranke, Greise und Unheilbare, Taubstumme, Blinde, arme Reisende, ferner auch für verwahrloste Kinder, Epileptiker, Idioten, für Laien- und Freischulen, für Krüppel, für entlassene Gefangene, für Kranke in Kurorten und Bädern, alte Soldaten, alte Diensthofen, für die Familien der zu Uebungen eingezogenen Reservisten, für Elässer und Lothringer, die Franzosen geliebt sind, u. dgl. mehr.

Fast ganz dieselben Posten finden wir unter den Armenausgaben der Gemeinden wieder, nur daß etwa noch die Armenbegräbnisse und Unterstützungen besonderer lokaler Anstalten und Vereine gemeinnütziger Tendenz hinzukommen.

*) 1 Frant = 80 Pfennig.

Die Ansprüche an die Armenunterstützung wach von Jahr zu Jahr. England, das industriellste Land, hat — sehr bezeichnend — das relativ größte Armenbudget (7,82 Frks. pro Kopf). Daneben gilt als weiteres festeres Zeichen der fortschreitenden Verschlechterung der wirtschaftlich-sozialen Zustände das Wachstum der Bagabundage. Schon vor etwa einem Jahre kam diese Thatsache zum ersten Male in der französischen Kammer zur Sprache. Kürzlich nun hat Georges Michel eine Arbeit über die „Bagabundenfrage“ veröffentlicht. Danach liefern für die Zunahme der Bagabundage die Zahlen der Verurtheilungen einen zifferngemäßen Beweis. Während in den Jahren 1831 bis 1840 die Polizeigerichte jährlich im Durchschnitt 2537 Bagabunden verurtheilten, stieg diese Zahl z. B. im Jahre 1879 auf 9110, im Jahre 1882 auf 1469, 1884 auf 16110, 1885 auf 18433, und zwar sind in diesen Zahlen die Verurtheilungen wegen Bettelns nicht inbegriffen, welche letztere z. B. im Jahre 1886 auf 14025 sich beliefen.

Der Verfasser erklärt, daß das Bagabundenthum allmählig den Charakter einer wahren Landplage angenommen habe. Nicht allein die Zahl der Bagabunden aber hat sich erheblich vermehrt; was viel mehr von Denjenigen, welche sich mit der Angelegenheit befassen, als ein „beunruhigendes Symptom“ betrachtet wird, ist die Umwandlung, welche sich in den Sitten und Gewohnheiten der Landstreicher vollzogen hat. Vormalig, so versichert Michel, habe die Mehrzahl der Bagabunden und Bettler aus alten und schwachen Leuten bestanden, welche, außer Stände, ihren Lebensunterhalt durch Arbeit sich zu verschaffen, das öffentliche Mitleid in Anspruch nahmen. Heute dagegen seien die meisten Bagabunden robuste, arbeitsfähige Leute. Das ist die unausbleibliche Folge der zunehmenden „Freisetzung“ von Arbeitskraft, des Wachstums der „industriellen Reservearmee“ und dagegen wird auch in Frankreich wie in anderen „Kultur“-Staaten nur eine gründliche wirtschaftliche Umwälzung helfen.

Die soziale Frage in Ungarn.

Aus Preßburg in Ungarn schreibt ein dortiger Sozialist: Ein tödtlicher Zufall war es, daß gerade im „Grenzbote“, der zu wiederholten Malen die bösen Sozialdemokraten für das rapide Zugrundegehen des Mittelstandes verantwortlich machte, vor einigen Tagen „Ein Nothschrei der weißen Sklaven Preßburgs“ erschien. Die Kleinmeister der Kleidermacher-Branche waren es, welche die Großisten bezw. die Konfektionäre und Kleiderhändler anklagten, daß sie von den Hungerlöhnen, welche ihnen für die Arbeit gezahlt werden, kein menschenwürdiges Leben mehr führen können. Ja, sie finden die Zustände in der einstigen Sklaverei und späteren Leibeigenschaft beneidenswerther, als ihre heutige Lage. Das ist doch eine deutliche Sprache. Wer die Verhältnisse dieser bedauernswerthen „Meister“ kennt, wird auch zustimmen, daß die Anklage gegen das Kapital eine nur zu gerechtfertigte ist. Leider anerkennt das Kapital keine Berechtigung, sondern nur eine kalte Berechnung.

Der „Grenzbote“ meint freilich unter Kapital nur das jüdische bezw. nur die jüdischen Zwischenhändler; diese wären es, welche sich auf Kosten des Konsumenten und des Arbeiters bereichern und die fleißige Arbeit zur Lohnsklaverei herabdrücken. Wenn wir die volkswirtschaftliche Entwicklung der gegenwärtigen kapitalistischen Produktionsweise nicht besser kennen gelernt hätten, wenn nur das jüdische Kapital allein die Kraft hätte, die besitzlose Arbeit zu brücken, oder wenn z. B. die Arbeitsbedingungen in der antisemitischen Druckerlei des „Westungarischen Grenzboten“ auch nur theilweise bessere

wären, als in einer semitischen — dann, aber nicht früher, würden wir unsere Meinung ändern.

Die Kleinmeister, welche ihren Nothschrei an die Gewerbebehörde richten, damit sie diesen himmelschreienden Zuständen steuern, sind alle sogenannten Judenschneider; das ist wahr. Sind aber die hunderte von Näherinnen, welche mit Nähen von Kommisswäsche ihr elendes Dasein fristen, auch Judenschneiderinnen?

Ist das Loos jener Jammergehalten, welche gut christlich ungarische Arbeit erhalten, vielleicht beneidenswerther, als das Loos derjenigen, welche für Juden arbeiten? Kurz, es lassen sich tausend und tausende Beweise liefern, welche alle konstatieren, daß das Großkapital, ob in Juden- oder Christenhand, die besitzlose Arbeit ausbeutet und unterdrückt.

Die hiesigen Kleiderhändler, welche die zuge schnittene Waare an die Kleinmeister hinausgeben, zahlen als Anfertigungslohn

für 1 Winterrock . . .	1 Gulden 60 fr.
„ 1 „ „ „ „ „ „	1 „ 10 „
„ 1 Hose	50 „
„ 1 Weste	35 „

Diese Preise zahlten sie bis zum Frühjahr; jetzt wollen sie aber den Arbeitslohn noch mehr herabdrücken und zwar:

für 1 Winterrock	90 fr.
„ 1 „ „ „ „ „ „	55 „
„ 1 Hose	25 „
„ 1 Weste	22 „

Infolge dieser elenden Hungerlöhne ist die Arbeitszeit bei dieser Branche eine ungewöhnlich lange, täglich 16 bis 18 Stunden, das Leben ein elendes. Die Arbeiter leben die ganze Woche ausschließlich von Brod, Wurst und eventuell Schnaps. Zum Ausfertigen der Hosen und Westen werden Mädchen verwendet, weil ihre Arbeitskraft billiger ist, als jene der Männer; nicht selten kommt es vor, daß die zur Arbeit bestimmten Tuchreste und Stoffe zugleich auch die Schlafstelle für die bedauernswerthen Geschöpfe bilden.

Wird solche mühevoll, alles notwendige zum Leben entbehrende Arbeit noch lange das Ausbeutungsobjekt des mühselos schwebelnden Kapitals sein? So lange, bis die Arbeiter zur vollständigen Erkenntnis ihrer Interessengemeinschaft kommen und in der Einigkeit ihr Heil erkennen.

Produktion und Technik.

Wie die amerikanischen Blätter mittheilen, wurden soeben die ersten Ergebnisse der Bevölkerungsaufnahme in den größten Städten des Landes festgesetzt. Danach besitzen die Vereinigten Staaten jetzt drei Städte mit mehr als einer Million Einwohnern: New-York mit 1 627 000, Chicago mit 1 100 000 und Philadelphia mit 1 040 000. Den wunderbarsten Aufschwung von diesen Städten hat seit dem letzten Census vor zehn Jahren Chicago genommen. Seine Einwohnerzahl ist seither um nicht weniger als 600 000 gestiegen, denn 1880 wurde es erst von rund einer halben Million Menschen bewohnt. Chicago bietet überhaupt das merkwürdigste Beispiel, wie eine Stadt unter den amerikanischen Verhältnissen ohne eine politische Umwälzung, einfach auf die eigene Thätigkeit seiner Bürger gestellt, zu entstehen und aufzublühen vermag. Noch vor sechs Jahren war von dieser Stadt so gut wie nichts vorhanden; vielleicht das an ihrer Stelle einige Blockhäuser standen von Fischern, die auf den Michigansee hinaus auf Beute ausfuhren. Der Census von 1840 ergab noch ganze 4479 Einwohner. Von da an begann sich die Stadt allerdings zu reden und zu strecken, sie wuchs bis auf nahezu 300 000 Einwohner im Jahre 1870. Da brach jene verheerende Katastrophe über Chicago herein, welche buchstäblich die halbe Stadt vernichtete; auf Jahrzehnte hinaus schloß der furchtbare Brand vom 8. und 9. Oktober 1871 die Entwicklung der Stadt lahmgelegt zu haben. Aber der kennt amerikanische Geschäftssysteme schlecht, der glaubt, sie wären im Stande, einen „Play“ aufzugeben, von dem sie einmal erkannt, daß er eine „Pracht“-Lage für den Weltmarkt besitze. Hunderttausend Hände arbeiteten Tag und Nacht an dem Wiederaufbau der Straßen und Plätze, der Geschäftshäuser, Fabriken und Getreidepellder, und wahrhaft wie ein Phönix stieg das neue Chicago

aus der Asche empor. Heute ist die zweitgrößte Stadt der Vereinigten Staaten und ganz New-York, das erste Korndepot der Erde, eine der bedeutendsten Industriestädte der Welt. New-York mit seinen 1 627 000 Einwohnern behauptet nach wie vor den ersten Platz. New-York hat seit 1880 bloß um die Kleinigkeit von 421 000 Menschen zugenommen. Eigentlich sollte zu New-York jedoch auch Brooklyn mit seinen 930 000 Einwohnern und mehrere andere Städte, wie Hoboken, Jersey City, gezählt werden, die von dem auf einer Insel liegenden New-York bloß durch den East River und den Hudson getrennt sind. Namentlich Brooklyn gehört zu New-York, mit dem es auch durch eine gewaltige Brücke verbunden ist, wie Osen zu Fests gehört. Nimmt man aber Brooklyn, Hoboken u. hinzu, so erreicht New-York eine Einwohnerzahl von ungefähr 3 Millionen. Und vor jetzt einem Jahrhundert hatte New-York 23 131, Brooklyn 1603 Einwohner, während Hoboken, Jersey City u. noch gar nicht bestanden oder elende Dörfer waren. Mit New-York, dem Niesenzüchter, durch den die Menschen und Waaren der alten Welt in die neue einströmen, läßt sich gegenwärtig nur noch London vergleichen; Paris, Wien, Berlin sind überholt.

Zur Frauenbewegung in Amerika. Den Angaben des Bureau für Arbeits-Statistiken in Massachusetts über die Theilnahme der Frauen in jenem Staate an industriellen und geschäftlichen Unternehmungen entnimmt die „New-Yorker Handelsztg.“ Folgendes: Von 28 294 Associes in 83 Firmen, die industrielle Etablissements betreiben, gehören 1760 dem weiblichen Geschlechte an. Von 42 731 Aktionären sind 11 752 Mädchen und Frauen. Tausende von Frauen sind außerdem als Künstlerinnen (Malerinnen, Bildhauerinnen u. s. w.), Schriftstellerinnen, Köchinnen, Wäscherinnen, Buchhalterinnen, Kleidermacherinnen, Putzmacherinnen, Näherinnen, Ärzte, Lehrerinnen u. s. w. beschäftigt. Man sieht, auch in der Bourgeoisie schreitet die ökonomische Emanzipation der Frau rasch vorwärts.

Literarisches.

Im Monate Oktober d. J. wird erscheinen: „Almanach de la Question Sociale“ (Jahrbuch des internationalen Sozialismus), Herausgegeben von P. Argyrades. — Dieser Kalender ist auf ganz neuer Grundlage verfaßt und wird folgende Abschnitte enthalten: 1. Eine Studie über die Abänderungen des Kalenders; 2. Berichte über alle sozialistischen Parteien Europas und anderer Welttheile; 3. Neueste interessante statistische Notizen; 4. Eine ausführliche und erschöpfende Arbeit über den wissenschaftlichen Sozialismus; 5. Artikel über verschiedene ökonomische Gegenstände; 6. Noch ungedruckte Dichtungen von Eugène Pottier, Louise Michel u. A.; 7. Anekdoten, Wahrheiten, geflügelte Worte u. s. w.; 8. Eine methodische Zusammenstellung aller Zeitungen, Zeitschriften, welche sich mit Sozialökonomie beschäftigen. Das Ganze wird einen stattlichen 8^{ten} Band bilden. Preis für Frankreich 1 fr. 2 Gr., für das Ausland 1 fr. 50. — Damit der Herausgeber von vorwärts die Anzahl der Druckexemplare bestimmen kann, wird gebeten, die Zahl der abzunehmenden Exemplare sofort dem Administrator: 5 Boulevard St. Michel-Paris bekannt zu machen zu lassen. Alle Subskribenten erhalten als Prämie zu gleicher Zeit mit dem Kalender, eine interessante Broschüre den sozialistischen Dichter Pottier darstellend. — Der Subskriptionspreis wird erst nach dem Empfange des Kalenders entrichtet.

Gewerkschaftliches.

Verein der in der Schäftefabrikation beschäftigten Arbeiterinnen. Versammlung am Sonnabend, den 23. August, Abends 8^{1/2} Uhr, bei Schaffer, Inselstr. 10. Vortrag des Herrn Max Baginski. Diskussion. Verschiederenes. Deren haben Zutritt. Nach der Versammlung gefelligen Abend.

Verein zur Wahrung d. Interessen d. Schuhmacher u. verw. Berufsgenossen. Versammlung am 25. ds. Mts., Abends 8^{1/2} Uhr, in den Arminhallen, Kommandantenstr. 20. Vortrag des Herrn Bogner über: Bellamy's Rückblick aus dem Jahre 2000. Diskussion. Verschiederenes.

Am 24. Juli legten sämtliche Cigarren-Arbeiter und Arbeiterinnen der Köhlschen Cigarren-Fabrik in Stettin die Arbeit nieder, weil es denselben trotz fleißiger Arbeit nicht möglich war, ihr Brod zu verdienen. Bitte den Zugang streng fernzuhalten. Sendungen erbeten an die Adresse: Robert Werner, Stettin, Baumstraße 24, per Adr. E. Genp.

Briefkasten.

6.-29. Zur Stellung von Anträgen seitens der Abgeordneten des Reichstages sind fünfzehn Unterschriften notwendig. J. A. Zu dem Thema: Gefahren des Marxismus, ist eine ganze Reihe interessanter Zuschriften ergangen. Aus Raummangel sehen wir uns leider genöthigt, die Veröffentlichung derselben auf die nächste Nummer zu verschieben.

Bilder von Marx u. Lassalle

in Oelfarbendruck genau nach Original 28x21 Ctm. Größe empfiehlt die Volksbuchhandlung von J. Kralok, München, Hochbrüdenstraße 10. Wiederverkäufeln hoher Rabatt.

Zur pünktlichen Beforgung des Berl. Volksblatt, Berl. Volks-Tribüne, des Wahren Jotob und Vereinsblatt empfiehlt sich den Genossen

C. Marsahn, Zeitungs-Spediteur früher: D. Rajchle

Berlin N., Bieserstraße 17, 1. Seitenfl. IV. Bestellungen auf Samml. Arbeiter-Bibliothek.

Mülheim a. Rh.

Abonnements auf die „Berliner Volks-Tribüne“, „Berliner Arbeiter-Bibliothek“, „Wahren Jakob“, „Deutscher Bauernkrieg“, „Geschichte der Erde“ und alle Schriften von J. H. W. Dietz in Stuttgart, nimmt entgegen und besorgt pünktlich in's Haus

Josef Alferding, Mülheim a. Rh., Danzigerstraße 51.

Allen Freunden und Genossen empfehle mein

Weiß- u. Bairisch-Bier-Lokal.

Speisen und Getränke in bekannter Güt.

Achtungsvoll

Alex. Linneken

„Restaurant zur Flöte“

Senfstraße 57.

Berliner Arbeiter-Bibliothek. 2. Serie.

Heft 1. Der Mythos von der Gründung des Deutschen Reiches. Von Hans Müller-Rostod. (40 Seiten. Preis 15 Pf.)

Heft 2. Zur Naturgeschichte der antisemitischen Bewegung in Deutschland. Von Gerhard Krause. (32 Seiten. Preis 15 Pf.)

Heft 3. Soziale Frage und Bodenverstaatlichung. Von Dr. Conrad Schmidt-Berlin. (32 Seiten. Preis 15 Pf.)

Sieben erschien: Heft 4

Die deutschen Arbeiter und das Gewerbegerichts-Gesetz.

Von Max Schippel-Berlin. — (36 Seiten. Preis 15 Pf.)

Inhalt: Geschichtliches. — Gewerbegerichte und Sozialreform. — Die Regierung und das Wahlrecht der Arbeiter. — Die Regierung und die Rechte der Arbeiterinnen. — Die Regierung und die Arbeiter der Staatsbetriebe. — Die Regierung und die Innungsprivilegien. — Schlusszusammenfassung.

Preis 15 Pfennige.

Zu beziehen durch die bekannten Kolporteurs u. den Verlag der „Berl. Volks-Tribüne.“

Alle Bestellungen und Zahlungen bitten wir zu adressiren: P. Maurer, Berlin, Elisabethufer 55.

Arbeiter-Buchhandlung R. Baginski

Berlin (14), Dresdenerstr. 52-53, City-Passage.

Blos, Französische Revolution, 20 Hefte à 20 Pf., eleg. geb. 5,50 M. — Bonnell, Geschichte der Erde, 22 Hefte à 20 Pf., eleg. geb. 5,90 M. — Zimmermann's Bauernkrieg, in Hefen à 20 Pf. — Köhler, Welterschöpfung und Weltuntergang, 2. Aufl., in Hefen à 20 Pf. — Dr. H. Braun, Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik, 1. und 2. Jahrg. à 12 M. — Bellamy, Ein Rückblick aus dem Jahre 2000 auf 1887, geb. 40 Pf., geb. 80 Pf. — Tolstoi, Krieg und Frieden, russischer realistischer Roman, 3 Bde., statt 15 M. nur 6 M. — Protokoll des Internationalen Arbeiter-Congresses zu Paris, 50 Pf. — Neue Welt-Kalender 1891, 50 Pf. — Kürschner, der deutsche Reichstag, broch. 40 Pf., geb. 1 M. — Sämmtliche Schriften aus dem Verlage von J. H. W. Dietz, Stuttgart, auf Lager.

Nur 1 Mark

Plagen, Eingaben, Rath in Prozessen, Einziehung von Forderungen

Vollst., Alexanderstr. 39, 2 Tr. rechts,

Gesellschaft für Verbreitung von Volks-

Den Mitgliedern zur Kenntnissnahme von die

regelmäßigen Vorträge an den Sonntagabenden

bis auf weiteres nicht stattfinden. Gegen die Ver-

fügung des Polizei-Präsidenten, welche die Ges-

ellschaft unter die Bestimmungen des § 8 des

Vereinsgesetzes stellen will, ist vom Vorstand als

legte Instanz, die Klage beim Verwaltungs-

gericht anhängig gemacht. — Am Sonntag, den

21. August, findet ein Ausflug mit Familie nach

Schwarzenhof statt. Abfahrt vom Potsdamer

Bahnhof, Nachmittags 1 Uhr 14 Min. für Nach-

jücker, Treffpunkt Restaurant Kaiser Friedrich-

Garten. J. A.: Robert Zündermann.

Bei Bedarf von

Sonnen- und Regen-schirmen,

sowie Anfertigung aller Reparaturen halte ich

den Parteigenossen bestens empfohlen.

Gustav Fritz, S., Fürstenstr. 11.

Quittungsmarken & Rautschutstempelfabrik

von Conrad Müller

Schwendt-Leipzig

empfehlen sich allen Arbeiter-

vereinen, Krankenkassen u. s. w.

Ausführung sauber und schnell.

Preislisten gratis und franco.

Statistik.

Von Karl Henckell (Büch.).

„Zahlen regieren die Welt. — Mindestens zeigen sie, wie die Welt regiert wird.“
(Goethe.)

Schon vom Nachtwind flackert der Lampe Schein,
Wäde schwanzt das rothe Löschblatt nieder.
Reiner Bissern todte Tagdreih
Knicken wunderbar die lahnen Glieder;
Niesenmassen schütteln Fleisch und Bein,
Millionen Zahlen zuckend schreien:
Dichter, weck dein warmes Blut uns wieder?

Fühle, fühle deiner Zahlen Pein,
Unserer Qualen hochgepumpte Summen!
Wähle, wähle sie zum Hirn hinein,
Daß wir nimmer-nimmermehr verstummen.

Sieh die Linie, wie sie Ritzad steigt,
Hunger, Wahnsinn und Verbreden zeigt!
Wandle sie, die dunklen Spuren!
Sei dem Geisterlumpentropf,
Dieben, Mördern, Lustleimuren,
Spießgesell und Werdgenos!
Wo der Fleischtopf köpfig dampft,
Reißt die „Lugend“ sich den Wanst,
Nägen, die der Hunger trampft,
Hält der Teufel schlan umschant.
Wie sie grinsen, meine Zahlen,
Nacht und Spindelbäre hupfen,
Aus zerhoffnen Idealen
Federn über Federn rupfen!
Sich, nun reichen sich zwei Lager,
Hier die Guten, dort die Schlechten,
Reisens sind die „Sünder“ mager,
Zeit sind meistens die „Gerechten“.
Habe nie den Gott ergründet,
Der von Schuld und Unschuld weiß,
Besser scheint mir schon verstanden:
„Gott ist der Getreidepreis“.
Und in toll und tollern Mitte
Uberschlagen sich die Raster,
Buckert Reichthum, weilt die Sitte,
Rordometer der Kataster.

Wie die Branntweinfluthen schwellen!
Wie die Brenner Bismard grühen!
Kahlgeschorene Gefellen
Nüssen sahl im Juchthaus lähen.
Kindeunthuld, wußt geschändet,
Wirbelt in der Hölle Strudel,
Bürgerhauch stolziert verblendet,
Wie ein wohlbedressirter Fudel.
Ach, der gute, der honette Rentner,
Unbescholten strahlt er weiß wie Schnee,
Trostlos schleppt der Strolch den Schicksalszentner,
Ehrlos frist er in sich Bath und Weh.
„Arbeit! Arbeit!“ Seine Faust sie zittert,
Klitternd schmettert sie durch's Ladenfenster.
Gott Gesellschaft hält ihn gut vergittert,
Gott Gesellschaft fetter die Gespenster,
Gott Gesellschaft, Gott Jehonah,
Sein Gebot dräut unerbitlich —
Lady Shodding auf dem Sopha
Gähnt gefeulich, schämt sich sittlich.
Sittlich vornehm schlürft sie theuren Brandy,
Süß in's Mündchen quillt der seine Schläuchlein
Jugelt hold ein Stüdchen Juckerand,
Legt sich schlummern auf ihr — Shodding — Bäuchlein.

Aber fern den Lustpalästen,
Aus der Vorstadt finstern Schoß,
Wo die Ratten auf den Nesten
Schmutz'ger Noth die Luft verpesten,
Ringt der Schrei der Scham sich los.

Dimmernd winden Millionen Zahlen
Schwer sich fort, ein Rammhornsungeheuer,
Plötzlich aus erloschenen Blicken strahlen
Der Erlösung Freiheitsfeuer.
Schwarz umraucht es die Tribünen,
Gläubig lauscht's dem neuen Heil,
Das die herrlichen die lähnen
Führer mit dem Rettungsbeil

Rosig durch die Nothnacht lichten —
Hell durch's Dichticht tracht der Keil,
Freude blüht den Gramgeächtern,
Die noch lauern scheu und schüchtern,
Wollen nimmermehr verzichten,
Leben leuchten Millionen Zahlen,
Glühend wallt's zu neuen Idealen.
Wie sie das Volksblatt vom Haken raffen!
Wie sie höhnlachend die Bissern durchmessen!
„Zählt ihr den Ueberfluß, den wir schaffen,
Den sie aus Knochen und Mark uns pressen?
Zählt ihr des Geldlad-pophysen Profit?
Zählt ihr den Eiweißgehalt unsrer Nahrung?
Ist das Gerechtigkeit? Ist das Sitte?
Ist das die ärztliche Offenbarung?
Zählt ihr die Würmer, die täglich sterben,
Klätlich aus gottverbärmlicher Noth?
Zählt ihr die Frauen, die nächtlich verderben,
Preisgegeben um's liebe Brot?“

Die der Schönheitsbänzen stolze Muse
Mit dem keuschen Heuchelbild nicht nennt
Milde Fee, versteinernde Rebus,
Dich verklärt, wer deine Kraft erkennt.
Schmerzhaft übergrau mich deine Flüge,
Raffenzahl verzehren Menschenglück —
Heil, Statistik, Heil! Du höhlst die Flüge,
Riffest der Gerechtigkeit Gefüge,
Schön einst lenkt du Bogen des Geschick's.
Deiner Bahlarmeren Donnerzungen
Schmettern Wälle grauen Wahns zu Staub,
Um die Pfeiler, die dein Wah geschwungen,
Kränzt die Menschheit frischges Siegelraub.
Gütterlos, nach deinen Grundgesetzen,
Wie der Weltallstrende Rhythmus schwillt!
Die Dreieinheitsrechnung fliegt in Fegen,
Und des Denkers Schmachtwort wied gestillt . . .
Zahlen, die das Ziel der Schönheit juchen,
Segnen laßt euch! — Laßt die Pinfel fluchen!
Aus der Monatschrift „Moderne Dichtung“.

Unheilbar.

Von Uspekti.

Deutsch von Styczinski.

(2. Fortsetzung.)

„Vater Diakon!“ rief ich endlich, weil ich es nicht mehr aushalten konnte. — „Kommen Sie, bitte, zu mir!“ Die Theilnahme eines Dritten machte der Szene sofort ein Ende. Das Gefindel ist feige. . . Sobald sie nur die Stimme eines Dritten hörten, verloren sie den Muth, wagten sie keinen Laut mehr von sich zu geben und gingen nach und nach auseinander.

„Schweine seid Ihr, nicht Menschen!“ rief der Diakon und kam mir näher. „Versteht Ihr das nicht, daß Ihr Schweine seid? Ich weiß das ganz gut! Elendes Pad!“

Er war ganz blaß und zitterte am ganzen Leibe, als er zu mir auf's Zimmer kam.

„Davon bin ich ja krank geworden. . . von dieser Schweine-Natur. Und wovon kurire ich mich? Doch nur von diesem Schweinischen Element! Darmherziger Gott! Nicht bloß geschlagen hab' ich meine Frau, ich habe noch viel Schlimmeres gethan! Es genügt, wenn ich nur daran denke. . . und ein ganzes Schnapsmeer würde nicht genügen, mein Elend zu ertränken.“

„Sehen Sie sich, Vater Diakon, . . . ruhen Sie aus!“ . . . sagte ich.

„O Gott! . . . Ich habe ja nicht einmal: „guten Abend“ gesagt. Wo hab' ich nur meine Gedanken! Nein, das ist schrecklich.“

„Er setzte sich an den Tisch, stützte den Kopf auf die Arm und athmete schwer.“

„Was fehlt Ihnen?“

„Ach, mir fehlt sehr viel, . . . schrecklich viel! . . . Die Seele ist eben Schweinisch bei unser einem und da quält man sich zu Tode. . . Das ist ja der Grund, weshalb ich die Eisenpillen einnehme. . . auch die Bächer lese ich deshalb. . . alles deshalb. . .“

„Weshalb denn?“

„Ich sag's ja: meine Schweine-Seele will ich zu einer Menschen-Seele machen. . . das ist die ganze Sache. . . da lese ich nun die Bächer. . . Indier, Affen aller Gattungen. . . ausgegrabene Löpfe, oder wie die Dinge heißen. . . Das hilft aber alles nichts! Das Schweinische Element rottet man damit nicht aus. . . Man nimmt sich vor, die Kur durchzuführen, trinkt aber immer weiter. . . vor dem Essen und nach dem Essen, bis einem der Gedanke kommt, wieder eine Schweinerei zu machen. . . und dann geht's so, wie vor zwei Tagen: man betrinkt sich und schickt alle und alles zum Teufel. A—ach! Schrecklich! Eine sonderbare Gewalt — dieses Gewissen! Und wie viele Menschen kommen in unserer Zeit seinetwegen um!“

„Wie meinen Sie das: in unserer Zeit? Und früher?“

„Früher gab es so etwas nicht. Das ist noch nicht lange her!“

„So?“

„Sie glauben's nicht? Wie denken Sie denn? Was sind die neuen Zeiten? Sagen Sie's!“

„Ich weiß nicht, — sagen Sie's!“

„Meiner Meinung nach ist es so: immer die Wahrheit. . . und alles mit reinem Gewissen. . . So ist's jetzt. . . Und früher hieß es: auf anderer Kosten sich mästen! . . . Daran stirbt man auch!“

„Wie denn?“

„Denn man lebt nicht in der Wahrheit, sondern in der Lüge. . . und das Gewissen kommt noch dazwischen. . . und die Liebe zur Schweinerei auch noch dazu. . .“

„Die Liebe!“

„Was denn sonst? Ich sehe das alles, kann aber nichts thun. . . Und weshalb leiden wir? Weil wir jetzt ein Gewissen haben! Das Gewissen ist in unserer Seele erwacht und hat wie eine Quelle, die unter einem Misthaufen hervorprudelt, den Dreck über den ganzen Hof getragen und den Schmutz überall hervorgewühlt. Das soll man nicht sterben! Und es sterben auch viele, sehr viele. . .“

„Väterchen, wollten Sie mir nicht vielleicht erzählen, was für ein Unglück Euch zugestoßen ist, und wie das alles gewesen ist?“ unterbrach ich ihn.

„Wie's gewesen ist?“ fragte er und wurde nachdenklich. „Sie meinen, wie das Gewissen in mir erwacht ist, und wie der Schmutz ausgewählt wurde.“

„Ja, erzählen Sie mir alles, was Ihnen passiert ist!“

„Das heißt, überhaupt über meine Krankheit?“

„Run ja.“

„Um, wie ich krank geworden bin? . . . Sehen Sie, die Sache war so. . . Zunächst müssen Sie wissen, daß mir das vor fünf Jahren passiert ist. Damals war ich noch nicht solch ein Bummler, Trunkenbold und Ausjäger, wie jetzt, sondern war, wie es sich für einen ordentlichen Vater Diakon geziemt: ehrwürdig, solide. Ich trug meine Kassa*) mit dem gebührenden Anstand, hatte eine junge, gesunde Frau, las die Kirchenchroniken mit vielem Genuß, — mit einem Worte: ich dachte gar nicht daran, daß ich einmal ein so verkommener Mensch werden könnte. Als ich noch als siebzehn-, achtzehnjähriger Junge das Seminar besuchte, fühlte ich manchmal so etwas trauriges, schweres auf der Seele, was mich hinauszog in die Freiheit, in die weite Welt. . . Aber ein anderes Gefühl, das ich damals noch nicht verstand, und das sich später als das Schweinische Element herausstellte, hielt mich zurück. . . Ich hatte keine Ruhe, und manchmal war es mir so unsäglich traurig zu Muthe, daß ich z. B. einmal beim Baden plötzlich die Lust verspürte, unterzutauchen, auf dem Grund zu bleiben und nicht mehr emporzuschwimmen. „Ach, das ist es, was mir noth thut“, — dachte ich mir — „wie schön wäre es, nicht mehr zu leben.“ . . . Aber man zog mich heraus. Ich weiß das noch ganz genau. Ich wurde in mein Stübchen gebracht. . . halb todt. . . und wie zum Unglück kam gerade an diesem Tage aus dem

Dorfe mein Vater, auch ein Diakon, — ein alter, sehr alter Diakon. Als ich seine Thränen erblickte, — er erfuhr, daß ich mich habe ersaufen wollen, — als ich an sein ganzes Leben dachte. . . an die Qualen seines elenden Daseins, da veripürte ich so schreckliche Gewissensbisse, daß ich habe sterben wollen. Ich kann es gar nicht sagen! Nicht etwa, weil ich wieder Lust zum Leben bekommen, weil mir der alte Vater leid gethan hätte — nein: mich verließ nur jene Unruhe, welche mich in die unbegrenzte Weite fortzog und es kam mir, als ich an das Leben meines Vaters dachte, plötzlich so vor, daß auch ich ebenso leben müßte, daß auch für mich dieses Loos bestimmt sei. . . Ich wurde ruhig und begann das Leben, wie es mein Vater führte. — Zunächst heirathete ich natürlich, — denn das war so Sitte, — um halt eine Frau zu haben: von Liebe war da keine Spur, — nur Schweinerei. — Als ich meine Braut zum ersten Male sah, gefiel mir ihr Gesicht gar nicht. Jemand ein Schatten von Träumen zog durch meinen Kopf; nicht so sah die Braut aus, die ich mir vorgestellt hatte. . . Aber das dauerte nicht lange. . . „Sie hat ein Haus!“ wurde mir gesagt, und es wurde mir leichter auf dem Herzen. . . Es wurde mir leichter, und damals erwachte in mir noch etwas anderes: an der Braut gefiel mir weder das Gesicht, noch die Augen, aber es begann mir etwas anderes zu gefallen: die fleischigen Schultern, der weiße Hals, die dicken Arme. . . Ich will gegen Sie ganz offen sein und alles gewissenhaft erzählen. . .“

„O, bitte, bitte!“

„Also ja! Ich hatte noch gar nicht mit ihr gesprochen und schon fühlte ich, daß ich sie umarmen möchte und etwas wollüstiges stoß angenehm durch meine Adern. . . kurz und gut: das Schwein in mir wurde groß und siegte über den Menschen. . . das war — das erste. Das zweitemal äußerte sich das Schweinische Element, als ich die Weihen empfing. Auch hier erschienen mir solche Dinge, wie das Haus, die guten Einnahmen, die ich als Diakon haben würde, wichtiger als der Umstand, daß mein neues Amt mir Pflichten und eine moralische Verantwortung auferlegte. Ich weiß, als ich geweiht wurde, da kam mir der Gedanke: „Ist das nicht eine Sünde? Ist das nicht gewissenlos?“ Aber da mußte ich sofort wieder an das Haus denken und an den fetten Leib. . . solch' keinen jungen, warmen Leib. . . meiner Frau und alle Zweifel zerstreuten sich. . . Sie können sehen, wie klein das Gewissen in mir war! Aber denken Sie nicht, das andere mehr Gewissen hatten als ich! Alles was um mich her lebte, war daran gewöhnt, das Haus, ein Stück A.d.r., das Geld höher zu schätzen, als die Wahrheit und das Seelenheil. . . „Ich hab' wenigstens ein Haus, wenigstens Geld“, sagt Jeder, um irgend eine nichtswürdige Gewissenlosigkeit zu entschuldi-

*) Das Kleid der russischen Popen und Mönche: — lang, mit sehr weiten Ärmeln.

*) Die russischen Popen und Diakone bekommen bei allen Tauf-, Hochzeitsfeiern u. s. w., Geschenke in Form von Brot, Kuchen, Braten, Klößen und anderen Speisen. — Pirogi sind eine Art Kuchen, inwendig mit Fleisch gefüllt.

gen. Und Niemand wunderte sich darüber. . . Jetzt ist es gerade umgekehrt. . . ich will aber erst Alles erzählen — der Reihe nach. . . Sobald ich mich also auf diese Weise mit dem Gewissen abgefunden hatte, scheerte ich mich nicht mehr viel um die Wahrheit. Nur einmal, — als ich mit meiner jungen Frau nach der Weibe und der Trauung in's Dorf fuhr, — passirte mir etwas ähnliches, wie früher: ich verspürte die alte Unruhe. Ich schaute sie an (wir saßen zusammen in einer Telega) und dachte mir: „Wozu das?“ Ich will ihr etwas sagen, ich sehe aber, daß es nicht geht. . . denn es kommt mir vor, als sitze ein ganz fremder Mensch mit mir zusammen. Ich machte mir Gedanken darüber und da wurde es mir so schwer, so unendlich schwer. . . Ich umarmte sie aber und es wurde wieder leichter. . . Das passirte nur ein einziges Mal; später, als wir nach Hause kamen und uns einrichteten, ging alles ganz gut. Mein Vorgesetzter, Vater Zwan, ein Pope*), beruhigte mich vollends und legte mir den wahren Sachverhalt dar. . . Der Rubel, das Goldstück, der Schein, mit einem Worte das Geld in allen seinen Formen und Eigenschaften — das war sein Gott, sein Glaube, seine Hoffnung, Liebe und seine Allweisheit. . . Alles! Er, der Vater Zwan, war nur ein Geldbeutel — ich glaube, er kam sich auch selbst vor, wie ein besetzter Geldbeutel. Und wenn er sich selbst vielleicht nicht als solchen vorstellte, so würde er doch nichts dagegen gehabt haben, wenn man ihn so genannt hätte, und alles, was auf Erden sich befindet, alles zwischen Himmel und Erde, kam ihm vor, als Fleisch gewordenes großes und kleines, silbernes- und Papier-Geld, von dem ein Theil in ihn, den Geldsack Vater Zwan, übergehen mußte. Und wenn irgend ein Geldstück in seine Tasche fiel, dann war er glücklich und zufrieden und fühlte, daß sein Leben ein vernünftiges Ziel habe. Es war eine reine Wonne, seine kleine Augen anzuschauen, wenn in seinen Händen ein Rubel oder gar ein Fünfrubelschein sich befand. . . Er selbst war klein, sehr schmutzig, sehr fett und scheinbar gegen alles gleichgültig; fühlte er aber ein Geldstück in der Hand, dann verschwand mit einem Male der Schmutz, der Speck, das Fett mit dem seine Gesichtsgestalt war und nach dem er von weitem roch; alles schmolz, verklärte, belebte sich von der seltsamen Wärme. Schon diese aufrichtige Freude beim Anblick des Geldes wirkte beruhigend auf mich; meine Weltanschauung nahm feste, deutliche Formen an, umsomehr, als alle herzlichen, aufrichtigen Unterhaltungen mit Vater Zwan nur über das Geld handelten und ihre Wirkung natürlich nicht verfehlten. . .

„Wieder eine Feldmaus!“ sagte er manchmal und meinte damit den Rubel, den er von den Bauern für ein Gebet gegen die Feldmäuse erhalten hatte und den er dann in seinen Geldschrank einschloß. Und mir wurde es so leicht um's Herz, wenn ich ihn so sah. In der That: wie hätte die Feldmausegeschichte anders enden sollen? Wer hatte da Recht? die Bauern, welche den Vater Zwan bateten, gegen sie zu beten und ihm dafür Geld zahlten, oder er, der den Rubelschein in den Schrank einschloß? Natürlich er. . . Ich werde Ihnen, glaube ich, kaum alles genau erzählen können, wie er seinen ganzen Verstand in der einen Richtung anstrenzte. . . nämlich: auszuwittern, wo, wie, von wem er wohl eine Kopeke herauspressen könnte. . . Und was für ein Talent hatte er dazu! . . Wie leckte er dem Panjuschtschit**) den Speichel, was für eine ernsthafte, traurige Miene konnte er machen, wenn er den Bauern ermahnte, gottesfürchtiger zu sein, wie meisterhaft verstand er es, vor den Behörden Komödie zu spielen, um einen Zuschuß von der Regierung für die angeblichen Reparaturen an der Dorfschule zu erbetteln; wie herzlich und dabei giftig konnte er lächeln, wenn er das Geld vom „gnädigen Herrn“ in den Schrank einschloß, mit welcher Selbstzufriedenheit griff er sich in den Bart, wenn der büßfertige Bauer zum Beweise seiner Gottesfurcht einen ganzen Tag hindurch dem Vater Zwan Holz aus dem Walde in den Hof fuhr. Es ist schwer, alles zu erzählen; aber das muß ich sagen: mit seinen festen, unerschütterlichen Ansichten über die Welt und die Menschen, die für ihn nur den Werth von so und soviel Rubeln oder Kopeken hatten, namentlich aber durch die Aufrichtigkeit seiner Uebersetzungen machte er auf mich einen großen Eindruck. Allmählich begann auch ich, die Möglichkeit zu verlieren, die Welt mit anderen, als mit des Vaters Zwan Augen anzusehen: Alles war nur deshalb da, um mir — und nicht nur mir, sondern auch allen anderen — Geld einzubringen. Die Arbeit bestand nur im Ausfinden der Mittel, das Geld zu bekommen, das Leben — im Ausruhen mit der Frau, im Essen, im Schlafen. . . das war alles! . . In materieller Hinsicht war meine Lage gar nicht schlimm: die Frau hatte ein Haus und Geld; wir lebten allein, denn ihr Vater war in ein Kloster gegangen, um dort den Rest seiner Tage zu verleben. Daß ich auf jede Kopeke sehr verpicht gewesen wäre, kann ich nicht sagen, denn ich brauchte sie ja auch nicht sehr nöthig. . . Ich konnte sogar — ja, wie soll ich es sagen, . . vom liberalen Standpunkt auf die Theorie des Vaters Zwan herabsehen, aber an der Richtigkeit seiner Theorie zweifelte ich nicht mehr.

„Ich wurde ganz ruhig. . . Ich war glücklich und zufrieden, wenn ich die ganze Nacht hindurch mit der Frau im warmen Bett geschlafen hatte, dann früh aufstand, in die Kirche ging, mich satt aß und satt trank. . . Ich sage es ganz im Ernst, das Essen — das Trinken — machte mir ein ganz beson-

deres Vergnügen. Denken Sie sich: ein Glas Schnaps, dann ein gutes Mittagessen und dann sich hinlegen und ausruhen. . . Pfui, was für ein erbärmliches Leben! . .

Börsenspiel und Kapitalismus.

Zu den größten Utopistereien, die aber immer wieder und wieder austauschen und speziell in konservativen und antisemitischen Kreisen unausrottbar sind, gehört die Ansicht, daß die wesentlichen Schäden des kapitalistischen Systems in der Börse, die doch nur eine Begleiterscheinung dieses Systems darstellt, ihren Ursprung haben. Es läßt sich dann gegen den „Giftbaum“, insbesondere gegen die „verjudete“ Börsengesellschaft, ganz vortrefflich losdonnern; die moralische Entrüstung nimmt sich so hübsch „arbeiterfreundlich“ aus, imponirt dem Kleinbürger und lenkt die Aufmerksamkeit von dem eigentlichen Klassengegenstande, welcher dem ganzen ökonomischen Ueberbau zu Grunde liegt, von dem Gegensatz zwischen Lohnherr und Lohnarbeiter ab. Ein amerikanisches Blatt beleuchtet dies Verhältniß treffend in einem Artikel:)

Was geschieht bei den Transaktionen der verschiedenen Börsen? — Betrachten wir zunächst das Wesentliche in Geschäften der sogen. Produkten-Börsen, im kapitalistischen Kauderwälsch deshalb so genannt, weil daselbst keine Produkte gekauft oder verkauft werden. Die hier üblichen Scheinumsätze von Weizen, Mais, Schweinefleisch u. s. sind in Wahrheit nichts weiter als Wetten. Es wird dabei von dem Börsenspieler „A“ auf das Steigen, von „B“ auf das Fallen der Preise gewettet. Gegenstand des Handels ist immer nur die am Zelttage sich ergebende Differenz zwischen dem von der Börse festgestellten Preise und demjenigen, auf welchen die Wettenden sich einigten. Dieser Vorgang ist wesentlich der gleiche, wie bei irgend einer andern Art von Hazardspiel zwischen Privatpersonen. Geld wechselt den Besitzer. Aber, was ist dieses Geld, welches „A“, als Verlierender, dem „B“ zahlen muß? — Es ist das durch den kapitalistischen Staat legalisirte Austausch-Aequivalent für Werthe, die durch Arbeit, und nur durch Arbeit erzeugt worden sind. Diese Werthezeichen, welche von einem Börsenspieler zum anderen übergehen, repräsentiren also Ergebnisse der Exploitation, welche unter dem Schutze des kapitalistischen Staates tagtäglich von den Besitzern der Produktionsmittel an der Arbeiterklasse verübt wird. Ein neuer Akt dieser gesetzlichen Exploitation der Produzenten durch die Aneigner der Produkte findet hierbei nicht statt. Insofern ist das Spielen und Wetten an der Börse vom Standpunkte des wahren Produzenten, des Arbeiters, ein ebenso gleichgültiges Nebenwerk des kapitalistischen Systems, wie das Spielen und Wetten auf den Rennplätzen u. s. w.

Für den Konsumenten allerdings kommt der Umstand hinzu, daß durch die Spekulation in Preis-Notirungen doch gelegentlich auch die wirklichen Preise der betreffenden Produkte für ein paar Tage in die Höhe getrieben werden. Da aber eine bloß auf Schein-Umsätzen beruhende Preissteigerung immer nur eine kurzlebige sein kann, sind die Zwischenhändler, von denen die Massen des Volkes einlaufen, meistens durch die unter ihnen obwaltende Konkurrenz verhindert, eine Preiserhöhung für die fraglichen Waaren durchzusetzen. Wo immer und so lange noch unter den Produzenten und Vätern genug Konkurrenz vorhanden ist, wird durch Börsentransaktionen in Weizen nur ausnahmsweise und schnell vorübergehend der Preis des Mehls und des Brodes für die Bevölkerungsmassen gesteigert werden. Um letzteres Resultat zu bewirken, mußte Ankauf von wirklichem Getreide stattgefunden haben. Ein „Trust“ in Weizen, Korn u. s. ist hierzu die Voraussetzung. Aber fragen wir uns, worauf eine solche gelegentlich vorkommende Schädigung der Volksgemeinschaft durch wucherischen Handel in Lebensmitteln beruht, nun, dann werden wir wieder auf jenes Grundübel hinzeigen müssen: auf den kapitalistischen Staat, der mit der Abhängigkeit des Produzenten und Konsumenten vom Besitzer der Produktionsmittel und Produkte auch diese Form der Uebervertheilung heiligt. Immerhin wird der Produzent als solcher — der Lohnproletarier — durch die herrschende Wirtschaft in mehr als zehnfach größerem Maße benachtheiligt, als der Konsument, das Publikum im Allgemeinen.

Zum Theil anderer Natur ist das Geschäft der Aktien-Börse. Erst hier, wie wir sehen werden, erweist sich der Börsenspieler zugleich auch unzweideutig als Aneigner von Lohnarbeit.

Während das Geschäft in der Produkten-Börse darin besteht, daß man auf die künftige Preisgestaltung bestimmter Produkte wettet, wird auf der Aktienbörse der Kurs der Aktien-Papiere festgesetzt. Man sucht den reellen Werth, die Dividenden, welche die betreffenden Eisenbahnen, Fabriken, Bergwerke künftig an die Aktionäre zur Vertheilung bringen werden, im Voraus zu errathen und bemißt danach den Preis, welchen man für die Aktien zu zahlen bereit ist.

Woher aber kommen diese Dividenden? — Nun, woher sonst könnten sie kommen, als aus dem Ertrag von Lohnarbeit, der den Arbeitern vorenthalten wird. Im Aktien-Unternehmen, dieser unauffälligen übernehmenden kapitalistischen Form der kapitalistischen Produktionsweise, gelangt ja erst der rein arbeitslose Erwerb zum Ausdruck. Der Aktionär, gleichviel ob er, von einem Dividendentermin zum anderen, kauft und verkauft, oder sich von der Börse fernhält, erntet Kapitalprofit, so oft er im Schweife seines Angesichts Koupons abschneidet.

Wie wir nun sehen, haben wir es hier auf der Aktien-Börse mit zwei wesentlich verschiedenen, aber parallel sich vollziehenden Vorgängen zu thun:

Da ist erstens im Handel um die augenblicklichen Kursdifferenzen der nämliche bloße Handwechsel von bereits angetirtem Kapitalprofit, genau so wie an der Produktenbörse. Hierbei also findet ein neuer Akt der Ausbeutung des Arbeiters nicht statt. Auch dem konsumirenden Publikum kann dieser Vorgang absolut gleichgültig sein; denn es kann daraus nicht die Möglichkeit einer Vertheuerung der Lebensmittelpreise resultiren. Was sich da abspielt, das ist nichts weiter als eine Familienaffäre kapitalistischer Aneigner unter sich, bei der, wie es in der heutigen „Ordnung“ üblich, die Kleinen von den Großen zerfleischt und aufgefressen werden.

Gleichzeitig aber wird zweitens in der wirklichen Aktien-Dividende auch neuer, durch Arbeit erzeugter Werth angeeignet. Hier in diesem Vorgange ist der Börstianer, ebenso wie der nicht-spekulirende Aktionär, einfach regulärer Kapitalist, Aneigner von Lohnarbeit, vorausgesetzt, daß und insofern als ihm zeitweise irgendwelcher Betrag an Dividenden zufließt.

Letzterer Vorgang allein ist von Interesse für das Publikum im Ganzen und für das arbeitende Volk im Besonderen. Fragen wir uns nun: woher kommt es denn, daß an der amerikanischen Börse ein paar Duzende von Kouponabschneidern im Stande sind, die Arbeitsfrucht der Eisenbahn- und Telegraphen-Angestellten im ganzen Lande, der Bergleute von Pennsylvania bis Neu-Mexiko und von Alabama bis Montana, der Spinner und Weber von Fall-River, Mass., wie auch von Manchester in England u. s. w. an sich zu reißen und zu verprassen?

Woher dies kommt? — Daher, weil der Arbeiter als Klasse vom Besitze der Arbeitsmittel getrennt ist, — ein Zustand, den der kapitalistische Staat sanktionirt und aufrecht erhält. „Die“ Aktiengesellschaft als solche, nebenbei: zugleich die Grundform der Truistbildung, kontrolirt ja wahrscheinlich, schon mehr als vier Fünftel aller Produktions-, Handels- und Transport-Erfordernisse in Amerika und Großbritannien, vielleicht auch schon in Deutschland und insofern als die Aktien dieser Korporationen an den Börsen verkauft werden, sind Börstianer die Aneigner des durch die Arbeit in allen jenen Etablissements und Betrieben erzeugten Mehrwerthes.

Diesen positiv-kapitalistischen Charakterzug der Börse vermag der Kleinbürger aber nicht zu erfassen, und deshalb kann er in den Börstianern nichts anderes als Spieler, einen Haufen irregulärer Existenzen erkennen.

Um nun schließlich das Verhältniß des Börsenspiels in seiner Unwichtigkeit gegenüber dem Kapitalismus im Ganzen uns mehr klar zu vergegenwärtigen, wollen wir folgenden S. lesen:

Abgeschafft, faktisch beseitigt, — so unterstellen wir — ist die Börse überall, und Aktien von irgend welchen Korporationen, wenn übertragbar, sind dies nur zu solchem Preise, der genau der zuletzt wirklich ausgezahlten Quartals- oder Halbjahrs-Dividende entspricht; alle in Widerspruch mit diesem Gesetze stehenden Kontrakte sind als ungültig erklärt. Damit hat alles Spielen und Wetten um künftige Kurs-Differenzen gänzlich aufgehört. Also, was dann? — Werden dann die Lohnarbeiter der Eisenbahnen-, Telegraphen-, Bergwerks- und Manufaktur-Kompagnien, deren Aktien jetzt an der Börse notirt werden, irgendwie besser dran sein als jetzt? Wird das Publikum hierdurch gewinnen?

Offenbar nicht im Mindesten!

Weiter: was kann für den Zweck der Reinigung des politischen Lebens dabei herauspringen, wenn man bloß das Börsenspiel beseitigt, den Kapitalismus aber, — das System der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen überhaupt — ruhig beibehalten will?

Würden die großen kapitalistischen Kompagnien und Trusts deshalb, weil deren Mitgliedschaft nicht mehr, wie jetzt, täglich an der Börse wechselt, weniger im Stande sein, Legislatur- und Stadtraths-Mehrheiten, Präsidenten, Gouverneurs und Bürgermeister sowie die nöthigen Gerichte zu erkaufen? — Könnte hierdurch die Seuche der Stimmgeber-Prostitution eingeschränkt werden?

Lächerlich! — wieso denn?

Die Konzentration und damit die politische Korruptionsmacht des Kapitals würde sich durchaus nicht vermindern. Im Gegentheil: abgesehen von der an sich fortdauernd wachsenden Kauf- und Verführungsmacht des großen Geldsacks, ist es sehr wahrscheinlich, daß gerade bei einer etwas festeren Mitgliedschaft die Korporationen noch weit mehr Geld für „Beeinflussung“ von Stimmgebern, Beamten, Legislatoren und Richtern in Anwendung bringen würden.

In Summa: Das Börsenspiel ist nichts weiter als ein Auswuchs des arbeitslosen Erwerbs beruhenden kapitalistischen Systems; der Börstianer aber, als Aktienbesitzer und Dividenden-schlucker, gehört sogar zu den hervorragendsten Repräsentanten desselben.

Der Boden des arbeitslosen Erwerbs ist zugleich die Existenzbasis aller politischen Korruption.

Spiele, Zollhausdefraudanten, betrügerische Bankrotteure, Besitzer von Lasterhöhlen u. dergl. beanstanden, aber dabei vor dem kapitalistischen Systeme selbst beide Augen zudrücken, das heißt „Müden seigen und Kameele verschlingen“.

*) Russischer Pöffe. **) Russischer Landjunker.

Oekonomisches aus Rußland.

(Schluß.)

O. In den Ortschaften, in denen die Bauern besonders wenig Boden besitzen, hat der Zeretzungsprozeß der Gemeinde einen frappierend scharfen Charakter angenommen. So haben laut Bericht des Gouverneurs vom Gouvernement Jaroslaw den Grund auf die einzelnen Bauernhöfe vertheilt: im Jahre 1880, 13 Gemeinden, 1881, 49, 1882, 77 und im Jahre 1883 gar 100 Gemeinden. In dem Maße, wie sich die Familie zerstückelte, ging auch die Bildung von Klassen im Dorfe, die den Bauern unbekannt gewesen, vorwärts. Rasch entstand ein Proletariat, und andererseits tauchte der Dorfwohler auf, welcher der Gemeinde die um ihren Hals geworfene Schlinge zuzog. Es begann die Knechtung der armen Bauern durch die wohlhabenden, die zu einem selbständigen Faktor im Zeretzungsprozeß der Gemeinde wurde.

Die Gemeinde ist unrettbar verloren. „Sie muß untergehen, weil ihre Existenz keinen ökonomischen Sinn mehr hat. Heutzutage ist sie in den Händen der Wucherer und des Staats zu einem Mittel der Ausbeutung des Volkes geworden, aber auch als solches ist sie veraltet, darum werden auch weder der Staat noch die Wucherer an ihr lange festhalten.“

In Bezug auf die Erhaltung der alten wirtschaftlichen Formen hat man stets viel von der Auswanderung der Bauern nach weiten entlegenen Gebieten Rußlands erwartet. Die öffentliche Meinung, welche Ansichten sie auch sonst vertreten mochte, erklärte sich stets zu ihren Gunsten. Nur die Gutsbesitzer, die den Abfluß der billigen Arbeitskräfte und den Verlust williger Pächter ihres Bodens fürchteten, sahen die Auswanderung mit scheelem Auge an. Unter ihrem Einflusse wurde die Organisation der Auswanderung durch die Regierung immer und immer wieder aufgeschoben. Da aber dieselbe von allen anderen Seiten gefordert ward, so kam die Regierung endlich mit einem diesbezüglichen Gesetz (vom 13. Juli) nieder, das der Auswanderung aber gerade nicht zu günstig ist. Angenommen jedoch den Fall, die Auswanderung sei durch die Verordnung so gut als möglich organisiert, sie erhalte die größte Ausdehnung, welche Wirkung wird dies auf die wirtschaftlichen Lebensformen der Bauern ausüben?

Bei der Untersuchung dieser Frage muß man vor allem die wirkliche Lage des modernen Rußlands ins Auge fassen. Es gab eine Zeit, wo die Auswanderung die damals hauptsächlich aus der Initiative des Volkes hervorging und sehr oft sogar gegen den ausdrücklichen Willen der Regierung bewerkstelligt wurde, wirklich die alte Ordnung des bäuerlichen Lebens befestigt. Wenn Sibirien, das Transwolgasche Gebiet, Neurußland u. s. w. nicht in denselben Beziehungen zu Zentralrußland standen, wie die europäischen Kolonien zu deren Mutterstädten, so lag der Grund davon darin, daß wie in Zentralrußland, so auch in den von russischen Emigranten bevölkerten Ortschaften der Ton des wirtschaftlichen Lebens von den Bauern angegeben ward, die unter Naturalwirtschaft lebten. Die modernen Beziehungen der Kolonien zu den Mutterstädten haben die Waarenproduktion und eine weite Arbeitsteilung zur Voraussetzung, Verhältnisse, die dem bäuerlichen Rußland ganz unbekannt waren. So war es einst.

Aber die Entwicklung des russischen Kapitalismus hat jetzt den Auswanderungen einen ganz anderen Charakter aufgedrückt. Aus dem Buche „Sibirien als Kolonie“ ist zu ersehen, daß der Zustrom von Auswanderern aus den zentralen, industriellen Gouvernements Rußlands ganz unbedeutend ist. So sind in der Periode von 1846 bis 1878 in das Gouvernement von Tobolsk eingewandert: aus dem Gouvernement von Wladimir 91 Personen, Moskau 22, Tula 429, Jaroslaw keine einzige Person, während aus den aderbauenden Gouvernements in derselben Periode eingewandert sind: Woronjesch 5427, Penza 2312, Witebsk 2343, Kursk 5337, Pskow 7031. Wenn man sich die Mühe giebt die Auswanderungsbewegung in der periodischen Presse zu verfolgen, so überzeugt man sich leicht, erstens, daß die Auswanderer ausschließlich aus den aderbauenden Gouvernements stammen, und weiter, daß sich dieselben nicht aus dem ärmeren Theil der Bauern rekrutieren, sondern aus der mittleren Dorfschicht, die auf Grund und Boden Werth legt, aber keinen genügenden Grundbesitz hat. Die ärmeren Bauern des Dorfes denken auch in diesen Ortschaften nicht mehr ans Auswandern und suchen ihren Lebensunterhalt als Tagelöhner auswärts zu erwerben.

Was die zentralen, industriellen Gouvernements anbetrifft, so denkt dort fast Niemand ans Auswandern, weil daselbst nicht ländliche, sondern industrielle Interessen vorwiegen. Daher kommt es, daß selbst eine umfassende Organisation der Auswanderung keinen unmittelbaren Einfluß auf die ökonomischen Verhältnisse der Gouvernements ausüben könnte. Wahr ist es, daß ihr mittelbarer Einfluß bedeutend sein würde. Erstens, würde sie zu der Bildung neuer Märkte an den Grenzgebieten führen und zweitens, die Kaufkraft der Bevölkerung der aderbauenden Gouvernements, die jetzt in Folge des Mangels an Grundbesitz sehr daniederliegt, gehoben haben. Die gesteigerte Nachfrage nach den Produkten der industriellen Gegenden Rußlands müßte theilweise die Nachfrage nach Arbeitskräften steigern, wodurch die Lage der armen Dorfschicht, die auswärts dem Erwerb nachgeht, verbessert, theilweise auch eine Verbesserung der Produktionsmittel herbeigeführt würde.

All dies wäre freilich sehr schön, würde aber dadurch die Entwicklung des Kapitalismus verhindert werden? Umgekehrt, sie wäre gefördert worden und mit ihr auch die Zeretzungs der alten Produktionsformen. So kommen alle Projekte, durch welche die Volksthümlichkeit gegen den Kapitalismus ankämpfen wollen gerade diesem zu gute. Könnte man auch etwas anderes von Ländern erwarten, die schon dem Einflusse der natürlichen Gesetze der kapitalistischen Entwicklung unterliegen?

Die Anhänger der alten Dorfgemeinde haben für ihre Erhaltung ebensoviel von der ländlichen Hausindustrie, wie von der Auswanderung und der Bodenkreditbank, gehofft. Aber wie der bäuerliche Kleinbetrieb verfällt, so geht auch die ländliche Hausindustrie Schritt für Schritt zu Grunde. Die Kräfte der „Kustari“ (ländliche Hausindustrielle) reichen immer weniger aus, um gegen die Aufläufer und Fabrikanten anzukämpfen. Von den vielen veröffentlichten Berichten über die Hausindustrie wird derjenige von Stange an „die Gesellschaft zur Förderung der russischen Industrie und des Handels“ angeführt. Zur Charakteristik des berühmten Dorfes Pawlow heißt es darin, daß der äußere Wohlstand, den man noch jetzt konstatiert, nur ein Ueberrest des früheren Gedeihens sei. Jetzt „nähren sich viele Familien Monate lang nur von Brod, und auch davon haben sie nicht genug, und doch arbeitet die ganze Familie — Frau, Mutter und Kinder — von 1 Uhr morgens an bis spät abends. Die Hütte bleibt ungeheizt, die Beleuchtung besteht aus einem Kienspan, die Arbeiter sind fast nackt.“ Die Quelle dieses Elends sieht der Berichterstatter in der schädlichen Wirkung der Zwischenhändler, welche die Produkte zu Spottpreisen aufkaufen und dadurch den Verdienst auf ein sehr niedriges Niveau herabdrücken. „Seit sieben Jahren“, erzählt eine Zeitung, „ist der Kampf zwischen den Zwischenhändlern und den „Kustari“ für Erstere günstig ausgefallen. Diese haben es verstanden, die „Semstwo“ (Landstände), die öffentlichen Gewalten zu hintergehen, jede von außen den Kustari zugeordnete Hilfe zu konstatieren, und dieselben fast verhungern zu lassen.“ Die armen Kustari hatten bei der Regierung ein Gesuch eingereicht, das von mehr als 500 Familienvätern unterschrieben wurde, die um schnelle Hilfe flehten. Es hieß, daß der Finanzminister und der Minister der Staatsgüter dem Gesuch ihre Sympathien zugewendet hätten, auch von Seiten der Semstwo wurden den Wittstütern alle möglichen Versprechungen gemacht. Bleibt nur die Kleinigkeit zu wissen übrig, wann die Versprechen erfüllt werden.

Gesetzt aber auch, daß die Versprechen gehalten werden, was kommt dabei für die Kustari heraus? In Rußland zählt man bis 7 Millionen Menschen, die in der ländlichen Hausindustrie beschäftigt sind. Um keiner Uebertreibung geziehen zu werden, nimmt der Autor an, daß ihre Zahl nur 3 Millionen beträgt. Trotz alledem wird man jedenfalls zugeben müssen, daß viel, sehr viel Geld erforderlich wäre, um ihnen auch das Minimum der nöthigen Hilfe zu gewähren. Angenommen aber, wenn auch ohne jeden triftigen Grund, daß der Staat die so bedeutenden Summen zu Gunsten der Kustari verausgabt, was können die Leute damit anfangen? Offenbar nur das, was ihnen ihre wirtschaftliche Lage vorschreibt, welche durch folgende Merkmale charakterisirt wird: 1. Der Kustar arbeitet in seiner Werkstatt durchaus nicht gänzlich unabhängig, 2. er produziert nicht auf Bestellung, wie der Handwerker, sondern für den großen inneren und theilweise auch für den ausländischen Markt, dessen Forderungen ihm jedoch unbekannt sind, und 3. seine Produktionsmittel sind sehr zurückgeblieben und unvollkommen.

Der ländliche Hausindustrielle arbeitet darum nicht gänzlich selbstständig, weil in der That nicht selten einige Arbeiter in seiner Werkstatt beschäftigt sind, die ihrerseits baldigst unabhängig zu werden hoffen. Was wäre nun die Folge, wenn eine Kreditbank für die Hausindustriellen eröffnet würde? Um gegen die Großproduzenten mit Erfolg kämpfen zu können, müßten sich die Kustari vollkommene Produktionsmittel anschaffen. In der Mehrzahl der Fälle wäre dies jedoch unmöglich, weil neue Produktionsmittel nur in großen Werkstätten zur Verwendung gelangen können. Wir wollen annehmen, daß manche Kustari sich in Artelli (Assoziationen) organisieren, um gemeinschaftlich größere Werkstätten und neue Produktionsmittel zu beschaffen. Allein nicht alle Kustari werden den Organisationen beitreten, und was werden die außerhalb der Artelli gebliebenen beginnen? Während erstere mit neuen Produktionsmitteln arbeiten, werden sie noch mit den alten weiter produzieren. Dies die erste Ursache zur Förderung der Ungleichheit zwischen den Kustari. Aber bei dieser ersten Ungleichheit bleibt es nicht. In dem die projektirte Bank Vorschüsse gewährt, kann sie dem Kustari nicht das Recht nehmen, mit Hilfe von Lohnarbeitern zu produzieren. Das vorgeschossene Geld könnte also nicht selten dazu benutzt werden, mehr Arbeiter zu engagieren. Dies wäre eine zweite Ursache, welche die Ungleichheit fördern müßte. Aber weiter: Die Kustari produzieren nicht auf Bestellung, sondern für einen ausgedehnten, theilweise den ausländischen Markt, dessen Forderungen ihnen unbekannt bleiben; sie produzieren auf gut Glück los, gerade wie die großen Unternehmer. Wohin muß die Unbekanntheit mit den Verhältnissen des Marktes und überhaupt die moderne Anarchie in der Produktion führen? Die Schwachen werden zu Grunde gerichtet, die Starken bereichert. Die Bank, anstatt die Kustari vor dem Einflusse des Marktes zu schützen, wird umgekehrt dadurch, daß sie ihnen auf

dem Marke eine thätigere Rolle sichert, ihre Abhängigkeit von seinen Gesetzen noch größer machen. Man kann also wohl mit allem Recht behaupten, daß die Bank auch auf dem Gebiete der Hausindustrie, wie im Aderbau, die Klassenbildung nur fördern kann. Dies will heißen, daß der industrielle Kredit, wie der Bodenkredit, anstatt die Entwicklung des Kapitalismus zu hindern, seinen endgültigen Triumph nur rascher herbeiführen wird.“

Wir machen hier Halt. Weitere Erörterungen würden überflüssig sein, denn die angeführten Thatsachen sprechen für sich. Zum Schluß nur noch einige Worte.

Es gab eine Zeit, wo die russischen Revolutionäre bei ihren wenig geklärten sozialen Theorien die Frage stellen konnten, ob Rußland die Phase des Kapitalismus passiren müßte oder nicht, und wo sie das Letztere hofften und wünschten. Die materiellen Verhältnisse haben sich aber stets stärker erwiesen, als die frommen Wünsche der bestgeeinten Menschen. Die materiellen Verhältnisse sind es also, die jetzt den russischen Sozialisten kategorisch die Frage stellen: wollt ihr mit oder gegen uns gehen? Die nähere Zukunft der revolutionären Bewegung Rußlands wird von der Antwort hierauf abhängen.

Ein Theil der russischen Sozialisten, die russischen Sozialdemokraten, haben sich, wie wir oben bereits sahen, entschieden.

Nachdem alle alten Theorien und die aus denselben abgeleiteten praktischen Programme ihre Ohnmacht bewiesen haben, nachdem die alte Bewegung nach einem ungeheuren Kraftaufwand zersplittert und verfallen ist, müssen sich neue Kräfte unter neuem Banner in Reih' und Glied auf den Kampfplatz stellen. Das Feld ist jetzt frei.

Dieses Bewußtsein gelangt auch in der „Rundschau“ zum Ausdruck, in der es zum Schluß heißt:

„Einige Jahre zurück, bestand die nächste und wichtigste Aufgabe der russischen Sozialdemokraten in der theoretischen Entwicklung und Verbreitung ihrer Auffassungen unter den revolutionären Ideologen. Jetzt kann diese vorbereitende Arbeit als beendet betrachtet werden. Jetzt können und müssen die russischen Sozialdemokraten ihre praktische Thätigkeit unter den Arbeitern aufnehmen. Der Boden ist von der Geschichte genügend vorbereitet, wir haben ihn nur zu bearbeiten. Und es wäre geradezu schändlich, nicht alle dazu erforderliche Energie anzuspannen, umso mehr da uns diejenigen Strömungen des sozialen Lebens Rußlands nicht verwirren können, vor welchen die früheren Revolutionäre in Verlegenheit standen. Wir fürchten nicht die rasche Entwicklung des Kapitalismus: wir verstehen, daß er uns unserm Ziel nähert. Auch fürchten wir nicht den zeitweiligen Triumph der Reaktion: wir sehen, daß die unbeugsame Logik der Geschichte die Reaktionen selbst zwingt, durch ihre Wirtschaftspolitik, diejenige Basis zu zerstören, auf der das so abscheuliche Gebäude des russischen Absolutismus ruht. Wir kennen die unüberwindliche Kraft der geschichtlichen Bewegung und vermögen daher mit fester und ruhiger Energie an unsere Arbeit gehen.“

Zur Lage

des deutschen Schuhmachergewerbes.

§ Auf Schritt und Tritt macht sich der Mangel an eingehender Kenntniß und zuverlässigem statistischen Material über die soziale Lage der Arbeiter in den einzelnen Berufsgruppen fühlbar. Regierung wie Volksvertretung in Deutschland haben sich in Bezug auf die Klarstellung der tatsächlichen Arbeiterverhältnisse schwerer Unterlassungssünden schuldig gemacht. Und das Geringe, was durch Spezialenqueten und die Berichte der Gewerbeinspektoren darüber zu Tage gefördert worden ist, verliert noch dadurch an Werth, daß die gesetzeskundigen und ordnungsliebenden Bürokraten, durch deren Hände solche Berichte vor ihrer endgiltigen Abfassung gehen, wie Personen, so auch Thatsachen, die zum Klassenhaß aufreizen, thunlichst zu beseitigen suchen. Unsere herrschende Klasse kann noch immer nicht einsehen, daß es viel mehr in ihrem eigenem Interesse liegt, durch gründliche und unbeeinflusste statistische Erhebungen ein ungekünsteltes, klares Bild von den tieferen Gesellschaftsschichten zu erhalten, als darüber einen dichten Schleier zu decken. Die englische Bourgeoisie ist hierin der deutschen, wie in manchem anderen, bedeutend überlegen.

Mit Genugthuung ist es daher zu begrüßen, wenn diesem Mangel von anderer Seite abgeholfen wird, wenn sich in den einzelnen Branchen selbst Leute finden, welche, von Sachkenntniß und Erfahrung unterfüttert, unter Herbeibringung genügender statistischer Angaben eine eingehende Darlegung der Lebensverhältnisse der im gleichen Berufe thätigen Arbeiter vornehmen.

In dieser Hinsicht hat sich eine soeben bei Voß in Gotha erschienene werthvolle Broschüre über die Verhältnisse im Schuhmachergewerbe¹⁾ ein anerkanntes Verdienst erworben, zumal da sie die Lage der Schuhmacher direkt aus den verschiedenen in diesem Gewerbe angewandten Methoden der Produktion herzuleiten weiß.

Der Verfasser der Schrift behandelt die Zustände im Schuhmachergewerbe, in der Großindustrie und der Hausindustrie für sich besonders, indem er die verschiedenen schattirten Verhältnisse, in welchen heute die Schuhmacher existieren, in Zusammenhang bringt mit der verschiedenen Art und Weise, nach welchen die

¹⁾ Die Lage des deutschen Schuhmachergewerbes und deren Aufgaben für die nächste Zukunft. Von L. Freilwald. (Vogt, Gotha, 1890). 40 Seiten.

Produktion geschieht. Mit unerbittlicher Hand reißt er den Schleier von den patriarchalischen Verhältnissen im Kleingewerbe, und wahrhaft himmelschreiende Dinge sind es, die dabei zu Tage treten. Das patriarchalische Verhältnis, welches von Innungsbrüdern und sentimentalischen Beschwestern unter den Reaktionären stets als idyllisch beweihräuchert wird, entpuppt sich als eine unverhüllte Form moderner Sklaverei. Namentlich in kleinen Ortschaften und Städten, in denen das Kleingewerbe existiert, wird der Schuhmachergerhilfe direkt oder indirekt gezwungen, bei dem Geschäftsinhaber unter den schlechtesten Bedingungen zu logieren und sich von jenem beköstigen zu lassen, natürlich unter den empfindlichsten Abzügen vom Lohn. Hier einige Beispiele dafür:

„Trotz des schlechten Verdienstes und der langen Arbeitszeit herrscht hier noch der Logierzwang, der von Seiten der Geschäftsinhaber in der umfangreichsten Weise ausgenutzt wird, denn es sind zum größten Teil nur Löhner, die kein anderer Arbeiter bewohnen würde.“ (Wandsbeker Bericht.)

„Die Mehrzahl der Gesellen muß unter den Dächern, wo der Wind und Schnee durchweht, oder im dumpfen Keller, oder in einer sonst nicht verwendbaren Ede wohnen, wofür ein Logisgeld von 2 Mk. bis 2,50 Mk. erhoben wird.“ (Wandsbeker Bericht.)

„Wenn man die Schlafräume der Schuhmacher in Betracht zieht, so darf man wohl die Aeußerung thun, daß die Schuhmacher kein menschenwürdiges Dasein führen, denn die große Mehrzahl der Gehilfen wohnt hier direkt unter Dächern oder in sonst nicht verwendbaren Eden, die kein anderer Arbeiter bewohnen würde.“ (Neumünsterscher Bericht.)

Rehlich lautet ein Düsseldorf'scher Bericht. An Reinlichkeit lassen die Schlafstätten oft viel zu wünschen übrig. Dazu kommt, daß die Gesellen häufig zu zweien in einem Bett schlafen müssen, deren mehrere übereinandergestellt sind, in den kleinsten Räumen ohne Luft und Licht. Auf dem 1886 in Berlin abgehaltenen Schuhmacher-Innungstage sagte der Meister Lütke: „daß die Gefängnisse zu human und wohllich eingerichtet seien, und sich die ärmeren Schuhmacher im Gefängnis sorgenfreier und behaglicher fühlen als zu Hause.“

Die von dem fürsorglichen Vorsteher der patriarchalischen Familie gelieferte Nahrung entspricht vollkommen der „Wohnung.“ Zu der materiellen Ausbeutung des Gesellen in jeder Form tritt außerdem die moralische und intellektuelle Unterdrückung. In seiner freien Zeit, wenn er überhaupt welche hat, muß er sich die Aufsicht und Kontrolle seines Arbeitgebers gefallen lassen.

Und die Arbeitszeit? Hier einige Angaben über ihre tägliche Durchschnittslänge:

In Ortheim (Rhöngebirge)	15—17 Stunden
„ Wandsbeck	12—16
„ Dessau	13—14
„ Elmshorn	13 ³ / ₄
„ Eberswalde	13 ¹ / ₂
„ Neumünster	13
„ Lübeck	12 ⁵ / ₆
„ Pirna	12
„ Flensburg	12

Ueber die Lage der schlesischen Schuhmacher wird folgendes berichtet: „Die Arbeitszeit ist selten kürzer als 14 Stunden täglich, jedoch in den meisten Fällen länger; wenn viel zu thun ist, wie z. B. vor den Feiertagen oder bei zu anderer Zeit vorkommendem guten Geschäftsgange, dann dürfte in den meisten Fällen eine Arbeitszeit von 120 Stunden pro Woche und darüber zusammenkommen. Es geht, wie sich dann von selbst versteht, aus dem Bett auf den Schemel, vom Schemel ins Bett.“

In Mainz ist die durchschnittliche Arbeitszeit 14 Stunden, in Altona 13¹/₂, in München 11—14, in Düsseldorf 13¹/₂, in Dresden 12 Stunden. Sonntagsarbeit gilt als etwas Selbstverständliches. In Berlin z. B. wird Sonntags 4—6 Stunden gearbeitet.

Den Arbeitslokalen mangelt Raum, Ventilation und Reinlichkeit. Dabei hat der Gehilfe seinen Arbeitsplatz zu bezahlen, mit 30—60 Pfennigen wöchentlich. Ferner muß er Zubehörsartikel wie Garn, Wachs, Spiritus, Vorstien, Glaspapier u. s. w. auf eigene Kosten stellen, welche 5—10 pCt. seines Wochenverdienstes betragen.

Diese Extra-Ausgaben bedeuten für den Gehilfen ein Kapital gegenüber dem Wochenverdienst. Denn dieser beläuft sich im Durchschnitt in Flensburg auf 13,40 Mark, in Berlin (1886) 12,45, in Neumünster 11,50, in Magdeburg 11,38, in Budau 11,08, in Neustadt 11,84, in Altona 11,30, in Lübeck 11, in Dresden (Herrenarbeiter) 11, (Damenarbeiter) 10, und (mittlere Arbeiter) 8,50, in München 10,87, in Elmshorn 10, in Wandsbeck 10 bis 13, in Eberswalde 9,70, in Hannover 9,61, in Pirna 7,60—9,20, in Dessau 8 Mark.

Bei Wochenarbeitern, die Kost und Logis haben, ist der Lohn in Magdeburg 5 Mark, in Budau 5,50, in Neustadt 4,50, in Altona 4,95, in Flensburg 4,90, in Hannover 4,61 Mark; der durchschnittliche Stundenlohn also 6¹/₂ Pfennig. Das sind wahrlich sprechende

Zahlen; wach' ein Elend und welcher Jammer liegt in ihnen!

80 pCt. sämtlicher Schuhmacher werden noch im Kleingewerbe beschäftigt, die übrigen 20 pCt. in der Großindustrie und der Hausindustrie. Etwas anders gestaltet sind die Verhältnisse in der Großindustrie. Dort sind bessere Arbeitslokalitäten und durchschnittlich kürzere Arbeitszeit zu finden; der Logierzwang und die ständige persönliche Abhängigkeit fallen natürlich fort. Der Lohn indessen ist auch hier unermesslich niedrig. Nach der 1885 von 56 deutschen Berufsvereinigungen für Unfallversicherung aufgenommenen Lohnstatistik beträgt das durchschnittliche Jahreseinkommen eines Angehörigen der Bekleidungsindustrie, wozu auch das Schuhmachergewerbe gehört, 492 Mark. Und von diesen lächerlichen Löhnen gehen noch unter Umständen 10 pCt. für vom Arbeiter zu beschaffende Zubehörsartikel ab. Hier findet sich auch die liebliche Blüthe der Kinderarbeit vor. Die Broschüre giebt Belege an, nach welchen z. B. in Bayern 14 bis 15jährige Kinder täglich 11¹/₂ Stunden arbeiten mußten.

Die gräßlichsten Zustände finden sich, wie gewöhnlich, in der Hausindustrie, in derjenigen Form der Industrie, in der die vollendetste Freiheit herrscht. Mann, Weib und Kinder arbeiten zusammen von früh bis in die Nacht hinein 14—16 Stunden täglich, den Sonntag nicht ausgenommen, oft in Räumen, die als Wohnung, Werkstatt, Küche und Schlafzimmer zugleich dienen. Genaue statistische Thatsachen über die einzelnen Einkommen fehlen hier leider. Aber was darüber gesagt wird, deutet zur Genüge an, daß hier die schlimmsten Zustände herrschen. Die Zahl der hausindustriellen Schuhmacher wird auf 20 000 veranschlagt, d. h. auf ebensoviele, als in der Großindustrie beschäftigt sind.

Daß die Zustände sich durch die schnell wachsende Konkurrenz der Großindustrie stetig verschlechtern, ist klar; wie die Schrift, die uns vorliegt, ausführt, liegt aber in dieser zugleich der Rettungsanker des Schuhmachergewerbes. Der Verfasser fordert daher mit Recht namentlich das Verschwinden der Hausindustrie.

Was andere wertvolle und interessante statistische Angaben anbelangt, so müssen wir unsere Leser auf die genannte Schrift verweisen. Sie bietet in der That so viel, daß sie nicht nur die Aufmerksamkeit jedes Schuhmachers zu verlangen berechtigt ist, sondern auch auf ein größeres Publikum rechnen kann.

1) Klein Wunder, daß die durchschnittliche Lebensdauer bei den Schuhmachern 33 Jahre beträgt.

Empfehle Freunden und Genossen mein reichhaltiges Lager von

Cigarren und Tabake.
Genno Stabernack, Wrangelstr. 85.

Allen Freunden und Genossen empfehle mein
Weiß- u. Bairisch-Bier-Lokal.

1 Saal zu Versammlungen und
2 Vereinszimmer stehen zur Verfügung.
Herrmann Wuttke,
Friedrichsbergerstr. 20 pt.

nicht zu verwechseln mit Carl Wuttke früh, Weberstr. 10

W. Gründel's Restaurant
(früher: H. Wendt.)
Dresdener-Strasse 116.

Arbeitsnachweis und Verkehr der Buchbinder,
Schlosser, Drechsler, Maler, Töpfer, Stellmacher,
Sattler und Gärtner.

Reichhaltiger Frühstück-, Mittags- und
Abendbisch.
Vorzügliches Weiß- und Bairisch-Bier.
2 Billards. — Saal zu Versammlungen.
Fernsprech-Anschluß. Amt Pa. Nr. 578.

Empfehle meinen werthen Freunden und
Genossen sowie den Lesern dieses Blattes mein

Cigarren-Geschäft.
Carl Lehmann,
Brunnenstr. 83, dicht am Humboldthain.

Kranzbinderei u. Blumenhandlg.
von

J. Meyer
Nr. 1, Wiener Straße Nr. 1,
(in der Ecke bei der Mantuffelstraße).

Guirlanden 15 Pfg. pro Meter.
Doppeltbügelte Vorbeertränge von 50 Pf. an.
Toppflanzen, Bouquets u. gut u. billig.

Albert Auerbach,
Berlin S., Kottbuser Damm 7.

Schuh- und Stiefel-Lager
für Herren, Damen und Kinder.
Reelle Bedienung. — Feste Preise.

Der Arbeits-Nachweis
der

Klavier-Arbeiter
befindet sich jetzt Naunynstr. 78, im Restaurant
Winter. Die Adressen-Ausgabe findet jeden
Abend von 8—9¹/₂ Uhr u. Sonntags Vormittags
von 10—11¹/₂ Uhr an Mitglieder wie an Nicht-
mitglieder unentgeltlich statt.

Die Arbeitsvermittlungskommission.

Große Versammlung des Berliner Arbeiter-Bildungs-Vereins

am Dienstag, den 26. August, Abends 8 Uhr,
im Volale Schwedterstr. 23—24.

Tagesordnung:

1. Vortrag. — 2. Diskussion. — 3. Verschiedenes. — 4. Fragelasten.
- Gäste sind willkommen. Um zahlreiches Erscheinen ersucht
Der Vorstand.

Die seit 1877 bestehende, weltbekannte

Uhrenfabrik

VON
MAX BUSSE

157. Invaliden-Strasse 157, neben der Markthalle,
verkauft jetzt sämtliche Uhren zu bedeutend herabgesetzten Preisen.
Für jede Uhr wird reelle Garantie geleistet.
Grosse Abschlüsse mit Pforzheimer und Hanauer Fabrikanten er-
möglichen derselben Firma den Verkauf von
Gold-, Silber-, Granaten- und Korallenwaaren
zu fabelhaft billigen Preisen.

Spezialität: Ringe.

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste
ausgeführt.



**Berein zur Regelung der gewerblichen Verhältnisse der
Töpfer Berlins und Umgegend.**

Oeffentliche Mitglieder-Versammlung

am Sonntag, den 24. August 1890, Vormittags 10¹/₂ Uhr,
in Jordan's Salon, Neue Grünstraße 28.

Tages-Ordnung:

1. Die Organisation und der Verh. des Arbeits-Nachweises.
 2. Antrag des Vorstandes.
 3. Berathung über die vom Magistrat zugewandten Fragebogen betr. Abänderung der Gewerbeordnung.
 4. Verschiedene sehr wichtige Vereins-Angelegenheiten.
- Mitgliedsbuch legitimirt. — Neue Mitglieder werden vor der Versammlung aufgenommen.
Bei der Wichtigkeit und Reichhaltigkeit der Tagesordnung ist zahlreiches und pünktliches
Erscheinen der Mitglieder notwendig.

Der Vorstand.

Freunden, Bekannten und Genossen empfehle mein langjähriges

Herren- und Knaben-Garderoben-Geschäft

auch halte stets ein großes Stoff-Lager zu Bestellungen nach Maß,
welche in eigener Werkstatt angefertigt werden.

Für guten Sitz wird garantiert.

J. Sax

1. Geschäft: Köpnickstr. 127
 2. Geschäft: Wrangelstr. 44
- (nahe der Adalbertstraße.) (Ecke Lübbenerstraße.)

Zur Erinnerung an den 25-jährigen
Todesstag Lassalle's.

In meinem Verlage erschien neben:

Portrait Ferdinand Lassalle's

Größe: 28 x 21 G.

In Oelfarbendruck Preis 30 Pfg.

Biederverkäufer hoher Watt.

Probekbild franco gegen Einsendung v. 40 Pf.

in Briefmarken.

Alois Degele, Buchhandlung

München, Brunnstr. 12.



Dieser kleine, überall gern gesehene Junge ist bereits
9 Jahre alt und spricht von lebendiger Heiterkeit.

Der „Süd-Deutsche Postillon“ bringt scharfsinnige und
Schwarz treffende Zeitgedichte und schwingt die Fahne der
Gerechtigkeit über die politischen und sozialen Schäden.

Der „Süd-Deutsche Postillon“ pflegt sorgfältig den
kernigen, herzerquickenden Humor, mit der gleichen Schmelz
leitet er sein Geschick durch die weiten Räume der Dichtung
und die köstlichen Bilderungen der Prosa.

Ein Stab ausgezeichneter Mitarbeiter steht dem „Süd-
deutschen Postillon“ zur Seite und die besten Zeichner, die
reellsten Künstler schmücken ihn mit prächtigen Bildern,
die aus dem öffentlichen und privaten Leben heraus-
geholt sind.

Der „Süd-Deutsche Postillon“ verleiht nie den An-
schlag, kommt stets und rechtlich Ziel und ist der Welling aller
Passagiere.

Der „Süd-Deutsche Postillon“ erscheint monatlich 1 mal
und kostet frei im Haus

vierteljährlich 40 Pf.

Jede einzelne Nummer 10 Pf.

Eingetragen im deutschen Postzeitungsverzeichnis unter Nr. 5872

im Bayer. unter Nr. 661.

Redaktion und Expedition:

München, Senefelderstraße 4.

Rechts-Bureau

Hildesheim, Langerhagen 1675.

Nur die Hälfte der Anwalts-Taxe.

Hermann Jacobs.

Cigarren u. Tabake

reichhaltiges Lager

von

O. Klein, Ritterstraße 15.

Dabei ist Zahlstelle der Gürtler und
Braucher (G. B. 60.)